

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

MÄRZ 2014



# MÄNNER!



MANCHE GESCHICHTEN SIND ES WERT FÜR EWIG BEWAHRT ZU WERDEN.



# JAEGER-LECOULTRE

## DIE MANUFAKTUR

Im Jahr 1833 gründet Antoine LeCoultre in einem entlegenen Tal des Schweizer Juras die erste Werkstatt der Manufaktur Jaeger-LeCoultre. Als Wegbereiter der Schweizer Uhrmacherkunst revolutioniert er die Welt der Präzision, indem er das erste Instrument zum Formen von Trieben erfindet. Ein Jahrzehnt später entwickelt er das erste Instrument der Welt zur Messung des Mikrons: Das Millionometer. Dem Erfindergeist des Gründers, der von Generation zu Generation weitergegeben wird, verdankt die Manufaktur ihre annähernd 400 angemeldeten Patente und 1231 entwickelten Mechanikwerke – ein absoluter Rekord in der Uhrmacherei. Jaeger-LeCoultre vereint mehr als 180 Bereiche uhrmacherischen Wissens unter einem Dach – von seltensten Handwerken bis hin zu modernsten Technologien, wodurch die Entwicklung der außergewöhnlichsten Uhren von A bis Z ermöglicht wird.

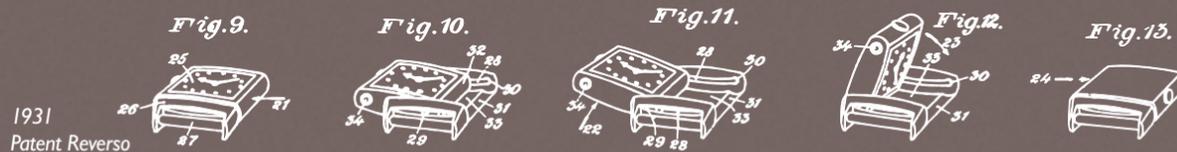


perfekt an die Formen des Gehäuses an, ob rund oder rechteckig. Ästhetische Raffinesse und technische Perfektion sind eng miteinander verknüpft, in der Wahrung eines der zentralen Werte von Jaeger-LeCoultre: Der Integrität.

## DIE LEBENDE LEGENDE

Die Reverso wurde 1931 entwickelt, als in Indien stationierte englische Offiziere von einem Zeitmesser träumten, der ein Polo-Turnier, das den Uhren einiges abverlangt, unbeschadet überstehen kann. Eine große Herausforderung, doch mit der Uhr mit dem drehbaren Gehäuse fand die Manufaktur eine ebenso einfache wie brillante Lösung. Die Reverso jedoch sollte ihren Triumphzug nicht auf das Polo-Spielfeld begrenzen. Aufgrund ihrer Eleganz und ihrer personalisierbaren Rückseite weckt sie bald schon die Begeisterung von Liebhabern edler Uhren und Anhängern des Art déco. Seit 1931 ist die Reverso zu einer wahren Ikone geworden und wird durch die Kunsthandwerker und Uhrmacher von Jaeger-LeCoultre ständig neu erfunden, auf Design- wie auf funktionaler Ebene. In der Manufaktur werden die Gehäuse und Uhrwerke zur selben Zeit konzipiert und genau aufeinander abgestimmt. Jedes Kaliber passt sich

Die Fertigkeiten der Uhrmacher knüpfen an die Virtuosität der Kunsthandwerker an, die eine Reverso in ein wahres Kunstwerk verwandeln, denn die Rückseite der Reverso bietet einen einzigartigen Raum für individuelle Gestaltung. Wappen, Monogramme, Initialen – der Graveur verewigt im Metall die Spuren eines Liebesbandes, eines wichtigen Datums oder eines kostbaren Augenblicks. Jaeger-LeCoultre beherbergt zudem eines der wenigen Ateliers auf der Welt, in dem die Kunst der Emailmalerei beherrscht wird, die stets größte Geduld erfordert. Die Edelsteinfasser von Jaeger-LeCoultre, die Meister der Edelsteine, haben ihre eigenen Fasstechniken entwickelt, um die Schönheit des drehbaren Gehäuses zu unterstreichen. Das sogenannte „Snow Setting“, das in ihrem Atelier entstanden ist, bringt den Glanz der Steine zur Geltung, die die Reverso erstrahlen lassen. Ob durch eine Gravur, eine Miniatur-Emailmalerei oder durch das Funkeln von kostbaren Edelsteinen - unsere Künstler werden Ihre Erinnerung unvergesslich machen. Wählen Sie einen besonderen Moment Ihres Lebens. Eine Reverso nur für Sie.



GRANDE REVERSO ULTRA THIN TRIBUTE TO 1931.  
Kaliber Jaeger-LeCoultre 822.

SIE VERDIENEN EINE RICHTIGE UHR.



Manufaktur Jaeger-LeCoultre, Vallée de Joux, Schweiz, seit 1833.

[www.jaeger-lecoultre.com](http://www.jaeger-lecoultre.com)

Jaeger-LeCoultre Boutique • Goethestraße 4-8 • 60313 Frankfurt

EST. 1973

**BEST THEN. BETTER NOW.**

TIMBERLAND.DE



Earthkeepers® Lightweight Travel Jacket  
Tapered Fit Pant  
Earthkeepers® Bradstreet Chukka featuring SensorFlex™ technology

Timberland® 

Timberland, , Earthkeepers and SensorFlex are trademarks of  
TBL Licensing LLC. © 2014 TBL Licensing LLC. All rights reserved.

KÖNIGSALLEE 24, DÜSSELDORF - ALTE ROTHOFSTRASSE 9, FRANKFURT

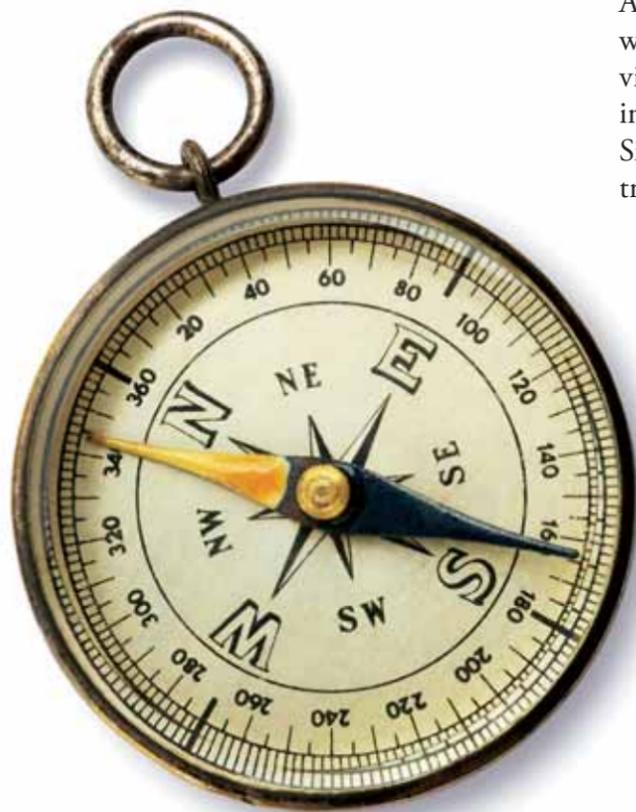
*Brioni*

TO BE ONE OF A KIND

BRIONI.COM

# WER WEISS WOHIN

So sind die Männer: lassen große Sprüche vom Stapel und kommen niemals von ihrer Weltumsegelung zurück. Nicht jeder ist so wie Donald Crowhurst, der englische Abenteurer, der lieber sein Grab im Ozean suchte, als geschlagen auf die britische Insel zurückzukehren. Aber gewisse Züge hegemonialer Männlichkeit, wie sie unser Autor Ivo Goetz in dem Seefahrer entdeckt (Seite 62), sind auch in Zeiten von Gender-Mainstreaming und politischer Korrektheit noch auszumachen. Vielleicht findet man sie nicht gerade in den Protagonisten unserer Modestrecke (Seite 40) wieder. Aber in den kommentierten Bildern des vergangenen Jahrhunderts (Seite 54) erkennt man immerhin, dass der „neue Mann“ noch nicht sehr alt ist. Das sieht man erst recht, wenn man in die Welt hinausschaut: Unsere Mitarbeiterinnen im Ausland nahmen mit Freude die schöne Aufgabe wahr, die Männer in ihrem Land zu beschreiben (Seite 50). Wer der Geschlechtergerechtigkeit in Deutschland müde ist, das steht nach der Lektüre fest, der sollte einfach mal in Südafrika mit Grunzlauten und Grillkünsten zum Mann alter Prägung werden. Oder wie Florian Siebeck schnell mal althergebrachten Rollenmustern entfliehen und auf den Malediven abtauchen, wobei unser Autor für all das nur ein Wochenende brauchte (Seite 68). Abtauchen! Sie sehen: Ich phantasie. Und merke, je näher ich beim Schreiben dem Kompass links unten komme, dass den Männern langsam die Orientierung abhanden kommt. Mann? Macho? Abenteurer? Gar nichts? Was sind wir nun? Und wenn ja: warum? Nicht einmal wir wissen da Rat, obwohl unser Interviewer Timo Frasc einen der männlichsten Schauspieler in Deutschland aus allen Richtungen nach dem Sinn von Sixpacks befragt (Seite 26). Vielleicht hilft Ihnen die Lektüre trotzdem weiter. Oder eben weiter zurück. *Alfons Kaiser*



**Verantwortlicher Redakteur:**  
Dr. Alfons Kaiser

**Redaktionelle Mitarbeit:**  
Dieter Bartetzko, Justus Bender, Reinhard Bingener, Claudia Bröll, Andrea Diener, Timo Frasc, Ivo Goetz, Dr. Rose-Maria Gropp, Christiane Heil, Kerstin Holm, Petra Kolonko, Melanie Mühl, Anke Richter, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Tilman Spreckelsen, Julia Stelzner, Axel Wermelskirchen, Jennifer Wiebking, Michaela Wiegel, Matthias Wyssuwa

**Bildredaktion:**  
Christian Matthias Pohlert

**Art-Direction:**  
Peter Breul

**E-Mail Redaktion:**  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

**Redaktion und Verlag:**  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

**Geschäftsführung:**  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

**Verantwortlich für Anzeigen:**  
Andreas Formen (Verlagsgeschäftsführer)

**Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:**  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

**Produktionsleitung:**  
Andreas Gierth

**Layout:**  
Verena Lindner

**Kaufmännische Leitung:**  
Andreas Tatzl

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

**Druck:**  
Prinovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Str. 300, 90471 Nürnberg



Erhältlich ausschließlich in Louis Vuitton Geschäften und auf [louisvuitton.com](https://www.louisvuitton.com). Tel. 0211 / 86 47 00

 Laden Sie die Louis Vuitton pass app herunter, um exklusive Inhalte zu entdecken.

**LOUIS VUITTON**

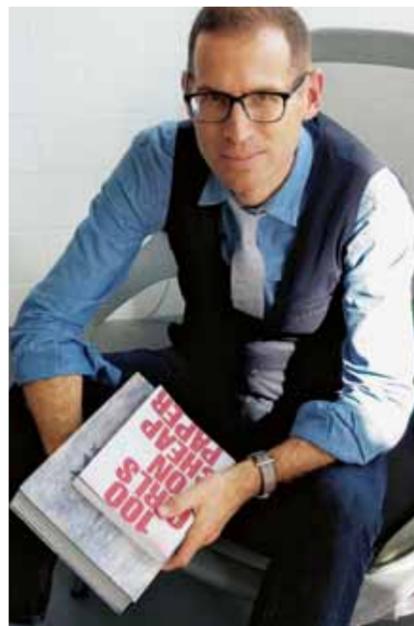
**MICHAELA WIEGEL** beobachtet männliche Studienobjekte mit typisch französischen Vornamen: Jacques, Nicolas, François. Denn die politische Korrespondentin dieser Zeitung in Paris hat sich in den vergangenen 16 Jahren gründlich dem Wirken der Präsidenten gewidmet. (Und ihrer Frauen: Unser Foto zeigt sie 2009 mit Carla Bruni Sarkozy im Elysée-Palast.) Die Franzosen hatte sie zuvor schon auf vielen Reisen und beim Studium am „Sciences Po Paris“ kennen- und schätzengelert. Drei Präsidenten, drei Söhne, ein Ehemann: Mit ihrer Tochter teilt Michaela Wiegel die Überzeugung, dass es nie gelingen wird, das Rätsel des *homme français* zu lösen. Ihr Artikel (Seite 52) ist trotzdem so lehrreich wie lesenswert. Die Beiträge weiterer Kolleginnen aus aller Welt über die Männer ihres Landes ebenso.



**OLIVER MARIA SCHMITT** weiß als ehemaliger Chefredakteur des Modemagazins „Titanic“, dass man ohne passende Kleidung häufig nackt dasteht. So zog er 2009 Fez und Kaftan über, um als türkischer Nachwuchsautor die Buchmesse zu besuchen; für seine Reportage „Ich bin dann mal Ertugrul“, die in dieser Zeitung erschien, erhielt er den Henri-Nannen-Preis. Im Maßanzug (siehe Bild) versuchte er 2013, als Spitzenkandidat der „Partei“ Kanzler zu werden – und scheiterte knapp, wie er in seinem Manifest „Mein Wahlkampf“ schildert. Wer sonst hätte also für uns (Seite 32) die Herrenschaufen in Paris besuchen sollen?



# MITARBEITER



**JEROEN VAN ROOIJEN**, Enkel eines holländischen Maßschneiders und selbst zum Modedesigner ausgebildet, war zehn Jahre lang das schreibende Stilgewissen der „Neuen Zürcher Zeitung“, wo er die Luxusbeilage „Z“ initiierte und das Männermagazin „Gentlemen's Report“ leitete. Seit Sommer 2013 ist er mit seinem Büro „Tailormade“ selbständig als Autor und Inhaltentwickler tätig. Seine modischen Überzeugungen teilt er außerdem auf [vanrooijen.ch](http://vanrooijen.ch) mit der Welt. Für uns hat er Herren-Accessoires ausgewählt, die so zeitlos wie solide sind (Seite 38). Nicht nur ihm selbst werden sie stehen.

**LENZ VON JOHNSTON** ist mit 27 Jahren nicht mehr im Alter eines Knappen (Knaben), auch wenn es in unserer Modestrecke (Seite 40), die er gemeinsam mit Jack W. bestreitet, so aussehen könnte. Schon seit sechs Jahren reist er als „male model“ (und gelegentlich als Schauspieler) von New York aus um die Welt. Inzwischen bucht Lenz, hier in einer Bikerjacke von Lanvin, selbst schon Models, nämlich für seine Modemarke boulesar, die er mit Sebastian Kaiser in München betreibt. „Wir revolutionieren die Jogginghose.“ Und zwar so erfolgreich, dass die beiden jetzt eine Komplettkollektion anbieten.





BVLGARI

AQVA

A M A R A

Männer mit Stil  
brauchen keine  
Logos zum Angeben.  
Aber Accessoires.



Die Männermode  
erinnert an Rüstungen.  
Da blicken wir doch  
einfach mal zur  
Vergangenheit auf.



**ZUM TITEL**

Elyas M'Barek wurde im Red Room des Soho House in Berlin von Daniel Pilar fotografiert.

- 13 KARL LAGERFELD
- 14 MELANIE MÜHL
- 20 ALASDHAIR WILLIS
- 54 ALBERT EINSTEIN
- 74 TILL BRÖNNER

**AUF DEM FELD** Auch ein „Traktor des Jahres“ kann einen Designpreis verdienen. *Seite 24*

**AUS ALLER WELT** Ticken die kalifornischen Männer eigentlich anders als die Chinesen? *Seite 50*

**UM DIE ERDE** Ein Mann, ein Boot: Donald Crowhursts großes Abenteuer. *Seite 62*

**IN PJÖNGJANG** Grüße ereilen uns dieses Mal von einem ganz besonderen Ort. *Seite 66*

**UNTER WASSER** Warum nicht einfach übers Wochenende auf den Malediven abtauchen? *Seite 68*

**VORM SPIEGEL** Auch Männer sollten sich jetzt ihre Augenbrauen zupfen. *Seite 73*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 26. April bei.



Wie sehen die denn aus? Und wo in Paris findet man einen neuen Anzug? Mal schauen bei den Schauen.



Gigant oder Schwächling? Die Wahrheit über David in diesem Heft!

JEFF BRIDGES WWW.MARC-O-POLO.COM

# Marc O'Polo

*Marc O'Polo*

SHOES

FOLLOW YOUR NATURE



### KARL LAGERFELD ZEICHNET DEN EINZIGEN MANN VON BERLIN

Auch zu einer Ausgabe über Männer fällt ihm etwas ein: nämlich eine Frau. Was heißt eine Frau? Die Frau! Karl Lagerfeld, der Angela Merkel für dieses Magazin schon als Flamenco-Tänzerin in Szene gesetzt hat („Ich werde den Spaniern mal zeigen, wie man Flamenco tanzt“) und sie in Überlebensgröße dem französischen Präsidenten gegenüberstellte, arbeitet hier ihre eigentliche Rolle heraus: „Sie ist der Boss“, sagt der Modeschöpfer, der sich gleich nach Ende der Prêt-à-porter-Saison mit seinen Schauen für Fendi und Chanel zum Zeichnen an den Tisch setzte. Ihre Insignien

scheint die mit dem Habitus eines Mannes ausgestattete Bundeskanzlerin voller Stolz zu tragen: den schwarz-rot-goldenen Schlips, die Krawattennadel mit dem Euro-Symbol, die Europa-Fahne als Einstecktuch, die Blume im Knopfloch als Erinnerung an die SPD und das grünliche Hemd als Mahnung, dass es eine Partei mit solcher Farbe ja auch noch gibt. Eigentlich hätte die ewige Kanzlerin es gar nicht nötig, so nett zu den anderen zu sein. Aber wer weiß: Vielleicht gehören die symbolischen Grüße zu einer Machttechnik, die andere Männer gar nicht beherrschen. (kai.)

# CROSS DRESS

**F**rüher, im Teenager-Alter, als der Begriff Crossdressing Stirnrunzeln hervorgerufen hätte und in den Läden auch noch keine absurd teuren Boyfriend-Jeans herumlagen, bediente man sich in der ersten Verliebtheitsphase gerne am Kleiderschrank seines Freundes, als wäre es der eigene: T-Shirts, Socken, Shorts, Pullis, Hemden, alles wurde angezogen, solange es nicht vollkommen lächerlich aussah und die Pullis bis zu den Kniekehlen hingen. Nur von den Schuhen und Hosen nahm man lieber Abstand. Modisch betrachtet ging es keine Sekunde lang darum, gut auszusehen. Man wollte seine innige Verbundenheit sichtbar zeigen. Noch heute scheinen das einige zu tun, indem sie in albernem Partnerlook auftreten. Aber das ist natürlich die spießigste Zusammengehörigkeitsdemonstration überhaupt.

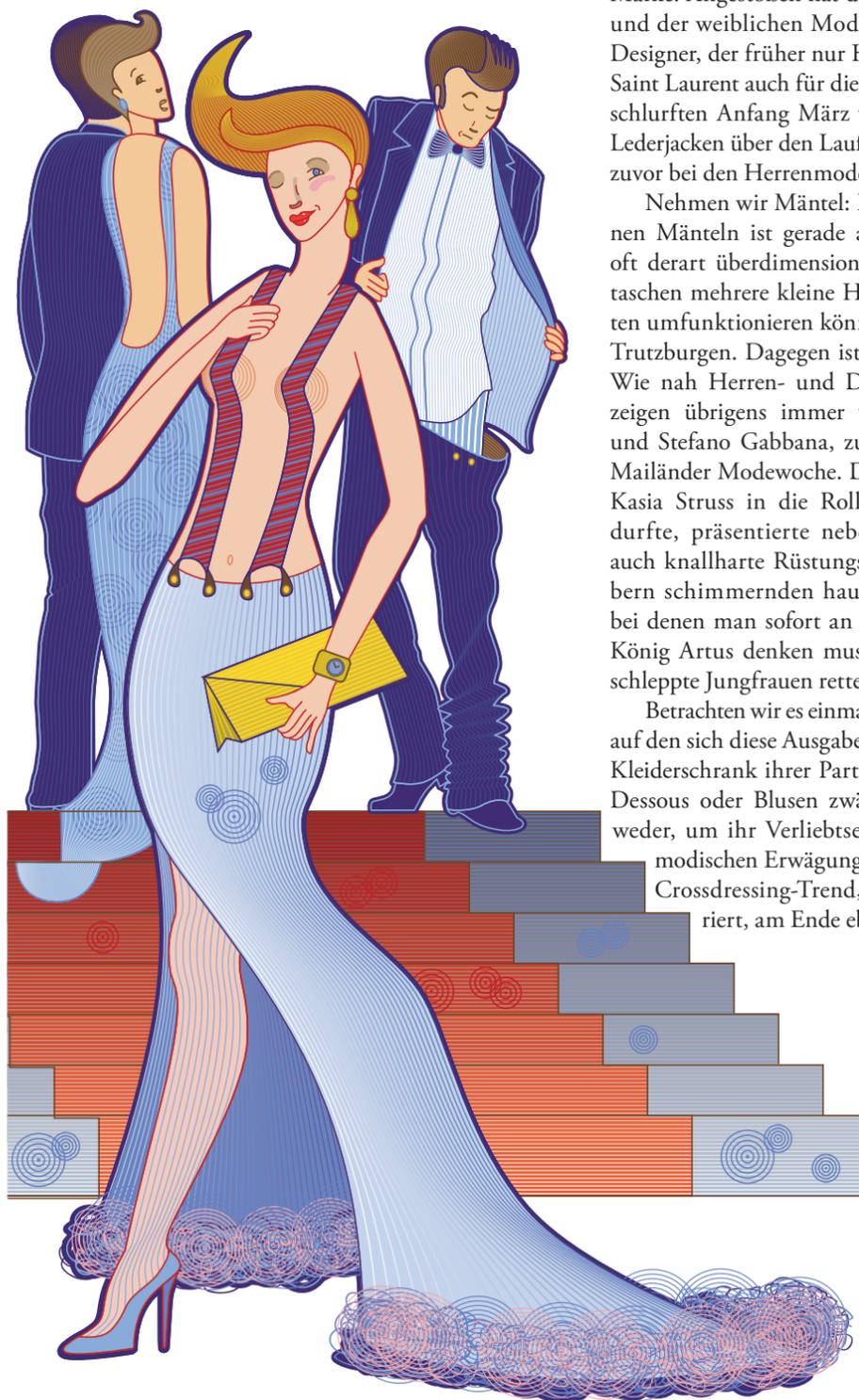
Dass Yves Saint Laurent schon 1966 den ersten Hosenanzug für Frauen namens „Le Smoking“ präsentierte, der schnitttechnisch der klassischen Herrenmode ziemlich nahe stand, war einem damals natürlich entgangen. Heute geht man ganz selbstverständlich in die Herrenabteilung eines Geschäfts, und zwar nicht, weil man auf der Suche nach einem Geschenk für seinen Vater oder Freund wäre. Nein, man sucht nach einem Kleidungsstück für sich selbst, vorzugsweise nach einem Hemd, weil die Wahrscheinlichkeit, fündig zu werden, bei Hemden am größten ist. Sie taugen sogar häufiger als Kleider.

Bei manchen Marken ist es inzwischen so, dass Herren- und Damenmode gar nicht mehr strikt getrennt werden. Beides geht vielmehr ineinander über. Nehmen wir Burberry. Die extrem weiblich wirkenden Männermodels, die auf der Website hauptsächlich in Anzügen und Trenchcoats stecken, muten dermaßen schmalschultrig und schwächling an, dass jedes Oberkörpertraining die Möglichkeit, irgendeine Burberry-Linie zu tragen, sofort zunichte machen würde. Deshalb liegt die Idee nahe, dass die Designer all das, was die Jungs vorführen, eigentlich für den weiblichen Körper entworfen haben, das „körperbetone gestreifte Baumwollhemd“ genauso wie den „körperbetonen Check-Anzug aus reiner Wolle“.

In die Modekategorie geschlechtsneutral fallen auch die bisweilen als Slipper bezeichneten Loafer, die gerade

In der Herrenabteilung können Frauen noch etwas entdecken. Hemden zum Beispiel, die als Kleider taugen.

Von Melanie Mühl



auf dem besten Wege sind, so beliebt wie Ballerinas zu werden. Der Vorteil der Schlupfschuhe liegt auf der Hand: Sie lassen sich schnell an- und ausziehen. Ihr Nachteil: Der Absatz ist lächerlich niedrig, weshalb sie im Grunde nur bei Frauen gut aussehen, die sehr schlank sind und mehr als 1,75 Meter groß.

Auch in den Läden von Louis Vuitton beobachtet man immer öfter, dass sich Frauen Kollektionsteile von Kim Jones herausuchen, dem Herrendesigner der Pariser Marke. Angestoßen hat die Vermischung der männlichen und der weiblichen Mode vor allem Hedi Slimane: Der Designer, der früher nur Herrenmode entwarf, ist nun bei Saint Laurent auch für die Damen verantwortlich. Und die schlurften Anfang März wieder so lässig in Flanell- und Lederjacken über den Laufsteg wie die Jungs sechs Wochen zuvor bei den Herrenmodenschauen.

Nehmen wir Mäntel: Die Dichte an kastig geschnittenen Mänteln ist gerade auffallend hoch. Sie sind dabei oft derart überdimensioniert, dass man in ihren Innentaschen mehrere kleine Hunde verstauen oder sie zu Zelten umfunktionieren könnte. Es handelt sich um tragbare Trutzburgen. Dagegen ist jeder Schneesturm chancenlos. Wie nah Herren- und Damenmode beieinander liegen, zeigen übrigens immer wieder auch Domenico Dolce und Stefano Gabbana, zum Beispiel im Februar bei der Mailänder Modewoche. Die märchenhafte Schau, bei der Kasia Struss in die Rolle des Rotkäppchens schlüpfen durfte, präsentierte neben aller Verspieltheit nämlich auch knallharte Rüstungsmotive, meist in Form von silbernen schimmernden haubenartigen Kopfbedeckungen, bei denen man sofort an die drachentötenden Ritter von König Artus denken muss, die ganz nebenbei noch verschleppte Jungfrauen retten.

Betrachten wir es einmal aus der Perspektive des Mannes, auf den sich diese Ausgabe ja konzentriert: Männer, die im Kleiderschrank ihrer Partnerin wühlen und sich in deren Dessous oder Blusen zwängen, tun das für gewöhnlich weder, um ihr Verliebtsein zu demonstrieren, noch aus modischen Erwägungen. Insofern profitieren von dem Crossdressing-Trend, der Gender-Gleichheit suggeriert, am Ende eben doch nur: die Frauen. ◀



PIQUADRO

TECH INSIDE

## ENGINEERED FOR BUSINESS

BLUE SQUARE, 2 KG Leichtigkeit zum Schutz Ihres Notebooks und Tablets, 7 Stunden Handwerk des besten italienischen Leders. Erweiterbar bei Bedarf. Sind Sie bereit, die Welt zu reisen?





## DER TREND LIEGT IM FUNDUS

In der Mode gibt es einen schönen Begriff für das Auftragen alter Kleidungsstücke: „Shopping your own closet“. Für diesen oder jenen oder noch einen anderen Trend solle man sich einfach an den schon vorhandenen Stücken im Kleiderschrank bedienen. Jetzt ist es mal wieder soweit. Eine Jeans wie das schon ziemlich gebraucht aussehende Modell von Diesel (1) hat man mit großer Wahrscheinlichkeit schon im Schrank liegen. Und Teile wie die klassisch dunkelblauen Denims von Calvin Klein Jeans (2) und Mustang (6) oder wie das helle Modell von 7 for all Mankind (7) sind Basics im eigenen Fundus. Jeans, das hat Marc Jacobs bei seiner letzten Schau für Louis Vuitton im Oktober vor-, und die Modelleute haben es beim gerade zu Ende gegangenen Fashion-Week-Marathon nachgemacht,

sind jetzt wieder angesagt. Die gemusterten Teile, mit Punkten von Mavi (3) oder mit Streifen von Tommy Hilfiger (4), erinnern noch entfernt an die bedruckten Seidenhosen, die ein paar Saisons lang die Mode regierten. Denn der Siegeszug der Jeans kam nicht überraschend. Gut möglich, dass Hosen erst so bunt wie Kleider aussehen mussten, um überhaupt ernstgenommen zu werden. Mittlerweile sind Mode und Menschen, die daran Spaß haben, sich mit ihr zu beschäftigen, reifer geworden und können auch eine simple Jeans wie die von dem Label KOI (5) schätzen. Zu ihren Modellen bietet die niederländische Marke gleich das passende Reparatur-Set an. So kann man wirklich jahrzehntelang im eigenen Kleiderschrank einkaufen gehen. (jwi.)

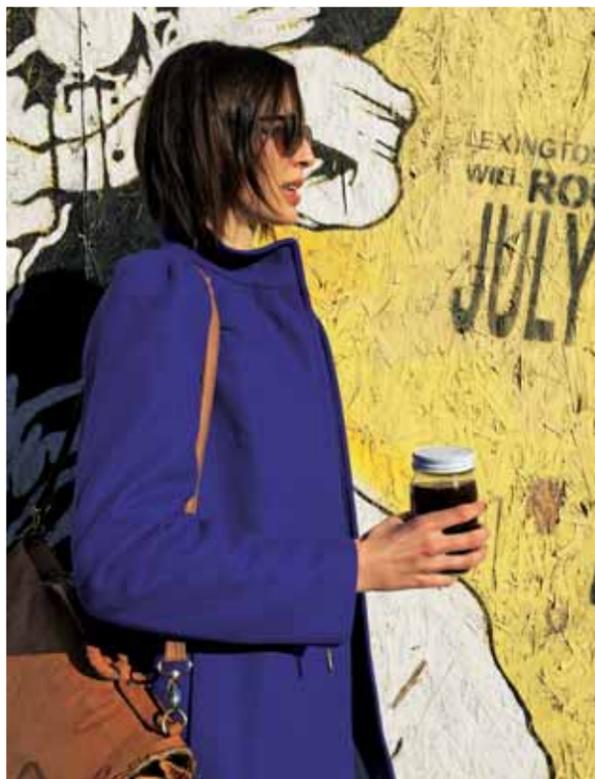
# PRÊT-À-PARLER

## IM EINMACHGLAS SCHWAPPT DIE ZUKUNFT

Der Pappbecher gehörte lange zur Uniform des Großstädters wie die Laptoptasche und der weiße Kopfhörer im Ohr. Morgens klammern sich Menschen an Wegwerf-Schnabellassen, um die Reise zwischen der heimischen Senseo-Maschine und dem Kaffeeautomaten am Arbeitsplatz anzutreten – und hinterlassen volle Mülleimer. Doch in New York blitzt immer häufiger Glas zwischen Plastik und Pappe hervor. Kommen die Bewohner der trendsetzenden amerikanischen Stadt gerade aus Omas Speisekammer? In ihren ausgestreckten Händen sind Einmachgläser, groß oder klein, dampfend oder mit zugebautem Deckel. Darin sind aber keine Marmelade und keine Essiggurken. In den Einmachgläsern ist: Kaffee.

Mason Jars heißen Einmachgläser mit Schraubverschluss in Amerika. Sie sind robust und verschließbar. Sie sparen, wenn man sie zu Hause befüllt, das Geld für *coffee to go*. Sie helfen, Umweltbewusstsein zur Schau zu tragen. Das alles kann natürlich auch die Thermoskanne. Aber das Einmachglas kann besser die Retro-Sehnsucht all jener stillen, die ihrer duchiphonisierten Welt den Anstrich der Gemütlichkeit von vorgestern verleihen wollen.

Im Jahr 1858 patentierte John Landis Mason in Philadelphia das Glas. Nun konnte jeder Gemüse und Obst für den Winter einkochen. Natürlich zweckentfremdete man die Gläser gleich auf kreative Art, bewahrte darin Kleingeld auf oder baute darin Kräuter an. Aber jetzt erobert das



Meg arbeitet als Forscherin bei einem Start-Up-Unternehmen in New York. „Zu Hause habe ich ein Dutzend Einmachgläser“, sagt die Sechszwanzigjährige. „Manchmal nutzen wir sie als Trinkgläser, manchmal fülle ich Essen und Getränke für die Arbeit darin ab.“ Heute ist es der Kaffee.

Einmachglas als Style-Statement die Großstadt. In einigen Wohnungen hat es schon das Trinkglas abgelöst. Restaurants servieren Cocktails im Einmachglas oder benutzen es als Blumenvase. Auf Pinterest teilen die Nutzer Bilder von Einmachgläsern, die zu Kerzenständern umfunktioniert wurden. Serviervorschläge für Desserts und Salate im Einmachglas werden ausgetauscht. Bastler verwandeln Mason Jars in Lautsprecher, Lampen, Kronleuchter, Seifenspender. Einrichtungsberater und Eventfritzen verleihen damit Wohnungen und Hochzeiten rustikalen Schick. New Yorker Blogger raten dazu, die Gläser aus dem Urlaub mitzubringen oder Sammelbestellungen in Superstores im Mittleren Westen abzugeben, wo sie weniger kosten. Walmart verkauft sogar verschließbare Weingläser in Mason-Jar-Form; Bed, Bath & Beyond bietet winzige Mason Jars als Schnapsgläser; und für Kaffee-Trinker gibt es das Einmachglas nun auch mit Henkel.

Und in Deutschland? Weck, der größte deutsche Hersteller, dessen Gründer dem Glas seinen Namen gab, meldete 2013 eine größere Nachfrage. Die Deutschen kochen wieder mehr ein. Auch in Berlin bekommt man sein Getränk immer öfter im Einmachglas, nicht aus Geschirrmangel, sondern aus Stilgründen. Neulich sah ich einen schnurrbärtigen Typen, der im Café seinen Grünen Tee in ein mitgebrachtes Einmachglas füllen ließ. Er eilte hinaus, den Arm ausgestreckt, und die gelbliche Flüssigkeit schwappte im Glas. Man hätte fast glauben können, er beeile sich, eine Urinprobe abzugeben. Dabei war er nur der Fackelträger eines neuen Trends. *Wlada Kolosowa*



**HACKETT**  
LONDON

PRESENTS  
**THE LEADING MAN**

STARRING PIERCE BROSNAN — PHOTOGRAPHED BY TERRY O'NEILL

[HACKETT.COM](http://HACKETT.COM)

## KINDERKRAM

Eigentlich, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin, am Telefon gesagt, führten sie und Ullrich eine gute Ehe. Nur dass es eben manche Sachen gebe, über die er nicht gerne spreche. Dann hatte sie eine Pause gemacht, und die war so lang, dass es peinlich gewesen wäre, nicht danach zu fragen, worüber Ullrich denn nicht sprechen wolle.

Ach, hatte unsere Freundin gesagt, ihr wisst schon, Kinder und so.

Vielleicht ist er einfach noch nicht so weit, sagte ich, und die Buchhändlerin sagte, dass sie das auch glaube und wann wir uns mal wieder zum Spieleabend treffen könnten.

Als die beiden dann kamen, war Ullrich einsilbig, und unsere Freundin weinte. Beim Essen fanden wir lange kein Thema, und als meine Frau fragte, wie denn die Buchhandlung so laufe, antwortete unsere Freundin, dass sie gerade die Kinderbuchabteilung ausgebaut habe.

Kann ich noch von dem Rotwein haben, der schmeckt ja köstlich, rief Ullrich dazwischen. Und dann müsst ihr verraten, was für ein Spiel ihr heute ausgesucht habt.

Unser Sohn holte Looping Louie hervor und baute das Spiel auf dem Teppich auf. Ihr müsst euch hinlegen, sagte er, jeder vor einen Hühnerstall.

Hühnerstall? fragte Ullrich. Ich sehe hier nur ein Flugzeug an einem Windmühlenflügel.

Genau, sagte unser Sohn, und diese vier Plastikteile steckt man unten an die Windmühle. Dann legt man in jeden drei Scheiben ein. Das sind die Hühner. Und wenn



das Flugzeug vorbei geflogen kommt, muss man es abwehren, sonst nimmt es eines der Hühner mit.

Komisches Spiel, sagte Ullrich, bist du dafür nicht schon ein bisschen zu alt?

Ullrich, sagte die Buchhändlerin, verdirbt dem Jungen doch nicht den ganzen Spaß. Dann murmelte sie: Naseputzen!, und ging schnell aus dem Zimmer.

Keine Ahnung was das soll, sagte Ullrich, aber es können ja sowieso nur vier Leute mitspielen, oder?

Wir legten uns auf den Boden.

Was ist das für ein Hebel?, fragte Ullrich. Damit wehrst du das Flugzeug ab, sagte unser Sohn. Dann legte er einen kleinen Schalter um, und der Arm, an dem das Flugzeug hing, fing an sich zu drehen.

Halt!, rief Ullrich, als das Flugzeug mit dem Flügel zwei seiner drei Scheiben aus der Halterung gestoßen hatte, das ist unfair, ich war noch nicht so weit.

Unser Sohn stellte den Motor aus, wartete, bis Ullrich die beiden Plastikscheiben wieder in sein Hühnerhaus gelegt hatte, und schaltete wieder ein.

Immer wenn das Flugzeug in die Nähe kam, hämmerte Ullrich wild auf seinem Hebel herum. Manchmal erwischte er das Flugzeug, dann stieg es hoch und landete auf der anderen Seite des Turms. Manchmal verfehlte er es, dann kullerte eines der Hühner aus der Ritze des Stalls.

Wenn du etwas sanfter darauf schlägst, sagte meine Frau, dann triffst du besser, und das Spiel hält länger.

Wenn du meinst, sagte Ullrich. Sein letztes Huhn verteidigte er mit Klauen und Zähnen. Unser Sohn war der einzige, der noch keines verloren hatte.

Ullrich drückte jetzt immer kurz auf den Hebel, bevor der Flugzeugflügel sein Huhn treffen konnte. Na, wie schmeckt dir das, roter Baron, rief er, holla, das war knapp!

Darf ich auch noch mitspielen? fragte die Buchhändlerin. Ullrich überließ ihr hin und wieder den Hebel. Sie verloren die Runde und die nächste.

Wir üben das noch, sagte Ullrich, als sie sich zum Gehen fertig machten, dann könnt ihr euch warm anziehen. Warum waren die heute so komisch? fragte unser Sohn. Keine Ahnung, sagte ich, und brachte ihn ins Bett.

Tilman Spreckelsen



## GENUG FARBE AUF DEM GESTELL

Nur wenige Designer schaffen revolutionär Neues. Marcel Breuer, 1902 in Fünfkirchen (heute Pécs) in Ungarn geboren, entdeckte 1925 Stahlrohr für den Möbelbau. Seine Stahlrohrsessel, inspiriert durch den Lenker seines frisch angeschafften Fahrrads, sind ein zentrales Symbol der Moderne. In wenigen Jahren entstanden am Bauhaus in Weimar viele Stahlrohrmöbel – geformt von Breuer und Ludwig Mies van der Rohe, von Mart Stam und Le Corbusier. Größter Produzent der Entwürfe war damals Thonet, das ursprünglich mit Bugholzmöbeln angefangen hatte – auch eine der revolutionären Errungenschaften.

In diesem Jahr kommen gleich mehrere der bis heute fast unverändert produzierten Klassiker in Farbe auf den Markt. Thonet lackiert die Gestelle von Stams „S 43“ und Breuers „S 32“ in Rot, Weiß, Schwarz, Schokobraun, Warmgrau, Graugrün und Senfgelb. Tecta wiederum färbt die Gurte von Breuers klappbarem Sessel „D 4“ (unser Bild) ein. Das Farbspiel der Design-Ikone, empfohlen „für Schiffe, Sportplätze, Terrassen, Sommerhäuser, Gärten, Gartencafés, etc.“, lässt kaum Wünsche offen: 132 Farben stehen für den Baumwoll-Leinen-Bezug „Colin“ zur Auswahl. Das sollte auch für die Nachmoderne reichen. (pps.)

# PRÊT-À-PARLER

## WEIL SIE MÜTTER SIND

Typische Frauenfrage: Wie machen die das bloß? Sie sind Chefdesignerin von großen Marken, schaffen es, im Haifischbecken der Mode zu überleben, und sind nebenbei noch Mütter von, nein, nicht einem, nicht zwei, sondern von drei oder vier Kindern. Die britischen Frauen scheinen nicht nur talentiert genug zu sein, um es bis an die Spitze der Mode zu schaffen, sie sind auch Familienmenschen. Bestes Beispiel ist wohl Phoebe Philo, Chefdesignerin von



Céline. Eigentlich wollte sie im Jahr 2006, mit dem Ausstieg bei Chloé, eine längere Pause von der Mode einlegen, und sich um ihre beiden Kinder kümmern. Nur ließ der Luxuskonzern LVMH nicht locker und wollte Philo als Chefdesignerin für Céline gewinnen. Schließlich ließ sich die Britin auf einen Deal ein: Sie werde sich neben ihren Kindern, mittlerweile sind es drei, um das Modehaus kümmern – sofern das Designstudio nach London übersiedele. An den Kompromiss halten sich bis heute beide Parteien, und Céline gehört nach einem ersten Hype zu den ganz großen Häusern in Paris.

Oder Clare Waight Keller. Sie war ebenfalls mit ihrem dritten Kind schwanger und Designerin beim Stricklabel Pringle of Scotland, als der Anruf von Chloé kam. Ob sie sich den Posten als Kreativ-Direktorin in dem Pariser Haus vorstellen könne? Nach kurzer Bedenkzeit zog sie mit der ganzen Familie, mit den Zwillingen und dem neugeborenen Sohn, nach Frankreich. Wie Céline unter Phoebe Philo, so ist auch Chloé unter Clare Waight Keller modisch spannend geworden und dabei für jeden tragbar, der auf der Suche nach einem Kleid für diese oder jene Feier ist, ganz zu schweigen von den Handtaschen oder den Mänteln. Möglich also, dass das Familienleben die Designerinnen in ihrer Arbeit beflügelt. Dass sie nicht nur mit ästhetischem Anspruch an ihre Kollektionen gehen, sondern auch mit einem Sinn für hochtourigen Alltag. So ein Leben führt ja auch Stella McCartney, ebenfalls Britin, ebenfalls Mutter – von vier Kindern. Angeblich verpasst sie keine Schultheateraufführung und hilft ihren Kindern bei den Hausaufgaben. Wie nebenbei führt sie ein Label, an dem der Konzern Kering beteiligt ist, was wiederum schön ist, aber den Druck nicht verringert.

In freudiger Erwartung ist Louise Trotter (unser Bild), wie man zum Schluss der Joseph-Schau in London vor einem Monat sah, hochschwanger mit ihrem dritten Kind. Klar, man muss nicht erwähnen, dass Joseph lange eine verstaubte Marke war und sich neu erfindet, seit Louise Trotter 2009 hinzustieß. Dass die Lederleggings und die dicken Strickpullover oft schon nach wenigen Wochen in den Londoner Joseph-Boutiquen ausverkauft sind: kein Wunder, sie ist ja Mutter. (jwi.)



Vis à Vis Sofa , eine Signatur der Uneingeschränktheit...  
Ultra-bequeme und witterungsbeständige Kissen werden durch  
eine schwebende Plattform aus hochwertigem Teakholz getragen,  
ohne jene sichtbare Befestigung der Arm -und Rückenlehne.  
Das Sofa Vis à Vis bietet neben ergonomischem Sitzkomfort ein modulares  
Aufbausystem, das es Ihnen ermöglicht das Design selbst mitzubestimmen.  
Entworfen von Piergiorgio Cazzaniga

**TRIBÙ**  
The art of leisure



## MEHR ALS EIN PAAR GUMMISTIEFEL

*Mr. Willis, Sie sind seit wenigen Monaten Creative Director von Hunter, der britischen Marke, die besonders für ihre Gummistiefel bekannt ist. Wie ist das denn passiert?*

Die Investmentgruppe, die im Jahr 2012 Mehrheitsanteile von Hunter gekauft hat, kam damals auf mich zu. Ob ich mir nicht vorstellen könne, für sie zu arbeiten? Ich sagte, wenn sie sich einen guten CEO suchen würden, an mich glauben und die Richtung, in die ich gehen möchte, unterstützen, dann könnte ich mir das vorstellen.

*Werden Sie bei Gummistiefeln bleiben? Oder in welche Richtung wollen Sie die Marke in Zukunft lenken?*

Hunter gibt es seit 160 Jahren, aber ist nur für ein einziges Produkt bekannt, nämlich für die Gummistiefel. Die Chance ist jetzt, Produkte zu finden, die zur Marke passen. Die Stiefel werden ja von unheimlich vielen verschiedenen Kunden getragen, das hilft beim Übergang von einem Ein-Produkt-Geschäft zur Lifestyle-Marke. Es ging mir von Anfang an nicht nur darum, an den Schuhen der Marke zu arbeiten, sondern auch an der Bekleidung.

*Wie wollen Sie das anstellen?*

Schauen Sie sich mal an, auf wie viele Arten Gummistiefel getragen werden. Der junge Festival-Typ trägt Hunter-Stiefel am Wochenende von Glastonbury zu kurzen Shorts und T-Shirts. Eine Dame im Westen von London zieht sie an, wenn sie ihre Kinder zur Schule bringt. Darum geht es: Die Marke soll diese unterschiedlichen Lebensentwürfe widerspiegeln.

*Der Hunter-Gummistiefel ist ein Alltagsprodukt.*

Genau, ursprünglich wurde der Stiefel entwickelt, um die Füße bei Regen trocken zu halten. Mittlerweile hat er aber ein Eigenleben entwickelt und wird bei Nässe wie bei Sonnenschein getragen. Unabhängig vom Wetter ist er zum Grundbestandteil der Garderobe geworden. Aber man muss die Codes der Marke wahren, die ihren Anfang im Schutz vor Regen hat.

*Seit Kate Moss im Jahr 2005 Hunters zum Glastonbury-Festival trug, wird die Marke von Jahr zu Jahr bekannter. Seit wann kennen Sie denn die Stiefel?*

Ich bin schon mein ganzes Leben lang damit vertraut. In England ist das ja eine echte Institution. Sogar als kleines Kind wusste ich mit Hunter etwas anzufangen, weil mein Vater sie trug.

*In der Zeit der Sommer-Festivals verkaufen Sie besonders viele Stiefel. Verbringen Sie da selbst auch noch die Wochenenden?*

Ja, zum ersten Mal war ich mit 16 Jahren beim Festival in Glastonbury, seitdem habe ich kaum einen Sommer ausfallen lassen. Das Festival steht für Spaß, Musik und Miteinander. Dort sah ich, wie Hunter immer allgegenwärtiger wurde. In den vergangenen zehn Jahren sind die Stiefel Teil der Festival-Uniform geworden.

*Stützt sich der Erfolg also wirklich auf Kate Moss?*

Sie war für die Marke sehr wichtig und spielte eine große Rolle für den Geschäftserfolg. Kate Moss hat als erste Prominente die Gummistiefel zu echten Mode-Stücken gemacht.



Alasdair Willis, der Mann von Stella McCartney, kümmert sich nun um die modische Entwicklung der Gummistiefelmarke Hunter.

# PRÊT-À-PARLER

*Was denkt Ihre Frau Stella McCartney über Ihre Arbeit?*

Sie freut sich natürlich für mich. Oft werde ich als Berater für andere Firmen angestellt, komme rein, schaue mir Produkte an und sage, was verändert werden muss. Bei Hunter gibt es nur ein einziges Problem: dass die Marke nicht ihr Potential ausschöpft. Darum geht es.

*In jüngster Vergangenheit scheinen Sie mit der Arbeit in den Kulissen erfolgreich gewesen zu sein.*

Stimmt, ich hatte zwar viele Beschäftigungen, bei denen ich mein Gesicht nicht vor eine Kamera halten musste. Dennoch habe ich ja meine eigene Designfirma gegründet, Established & Sons, und meine Beratungsfirma. Aber mit Hunter ist das schon etwas anderes. So habe ich bislang noch nicht gearbeitet.

*Was können Sie sich denn von Ihrer Frau abschauen, die schließlich eine erfolgreiche Modemacherin ist?*

Ich habe meine Frau jahrelang vor ihren Schauen unterstützt. Die Ratschläge, die sie mir jetzt gibt, lauten: ruhig zu bleiben und mich zu konzentrieren.

*Das haben Sie ihr bestimmt auch immer gesagt, oder?*

Ja, und jetzt gibt sie mir die Ratschläge, die ich ihr jahrelang gegeben habe.

*Sind Sie eigentlich auch Vegetarier?*

Ja, das bin ich.

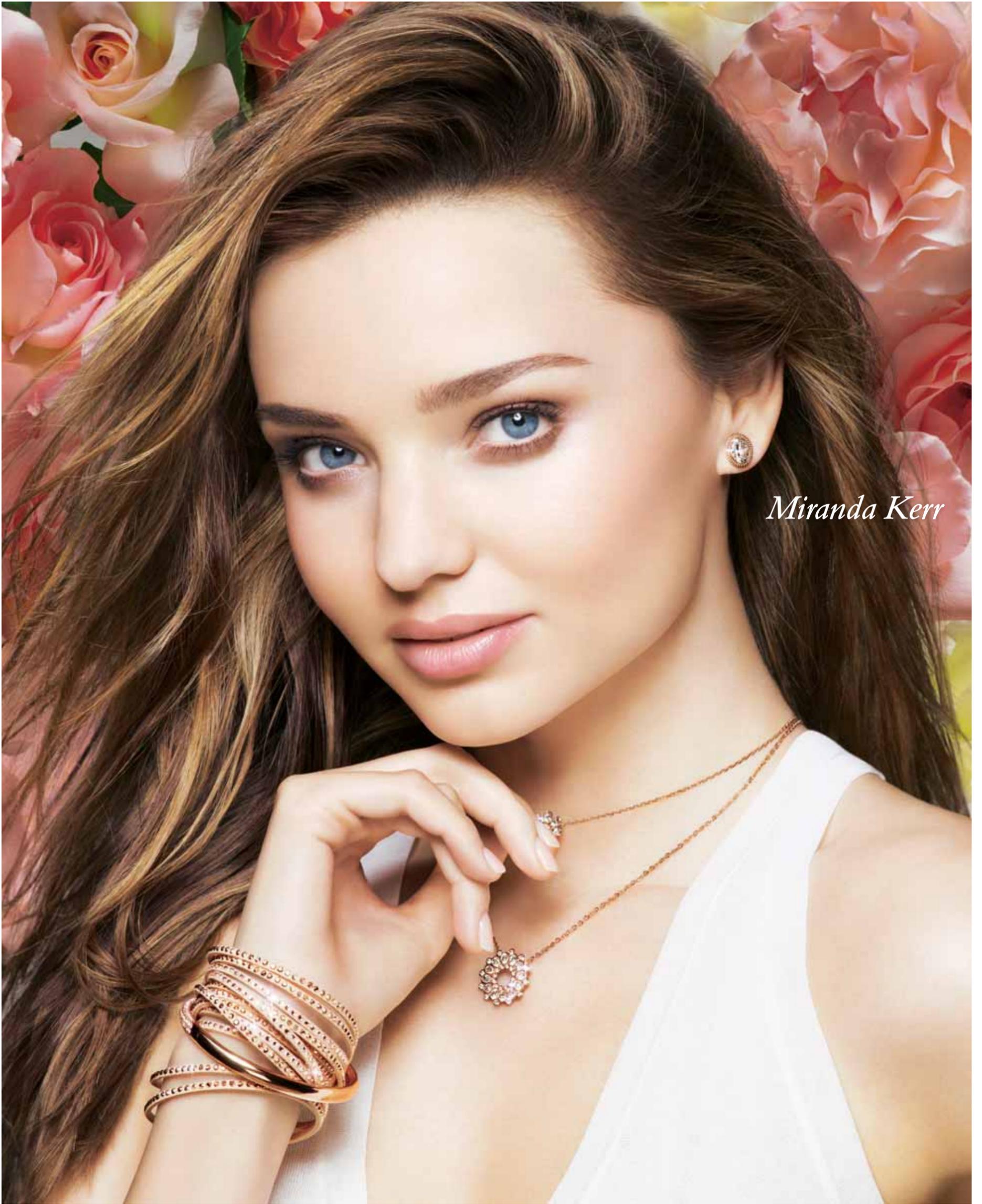
*Folgen Sie in Ihrer Arbeit auch so strengen Prinzipien wie Ihre Frau? Wie sieht es zum Beispiel mit der Verwendung von Leder aus?*

Wir verwenden in den Kollektionen von Hunter Leder. Aber ich respektiere natürlich die Entscheidung meiner Frau, in der Mode auf Leder zu verzichten.

*Ich habe vergangenes Jahr mit Ihrer Frau gesprochen, und sie sagte, hinter jeder starken Frau stehe ein starker Mann. Würden Sie das bestätigen?*

Das ist lieb von ihr. Ja, und hinter jedem starken Mann steht eine starke Frau.

*Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.*



*Miranda Kerr*

*Armband «Slake» 69€\*, Armreif «Stone mini» 99€\*  
Halskette «Asset» 99€\*, Kette mit Anhänger «Astrid» 69€\*  
Ohrstecker «Arrive» 49€\**



## WIE ARCHITEKTEN LEBEN

Marcio Kogan ist ein Voyeur. Und er ist es gerne. Als er vor eineinhalb Jahren sein Heimatland auf der Biennale in Venedig vertrat, drehte er mit Lea Van Steen einen Kurzfilm mit dem entlarvenden Titel „Peep“. Zu sehen ist eines seiner Projekte, das Privathaus V4 in São Paulo, das nach allen Seiten geöffnet ist. Doch nicht die Architektur steht im Mittelpunkt des filmischen Beitrags für den brasilianischen Pavillon, sondern das Leben in dem offenen Haus. Zu sehen ist zu Beginn ein Dienstmädchen, das in der Küche das Frühstück zubereitet, während die Herrschaften im Schlafzimmer noch routiniert den morgendlichen Geschlechtsakt vollziehen. Humor, sagt der 1952 in São Paulo geborene Kogan, gebe es ja kaum in der Architektur.

Der Blick in Kogans eigenes Apartment indes ist nicht so einfach. Er wohnt im zwölften Stock. Der Weg hinauf lohnt sich, die Zimmer sind voll mit Erinnerungsstücken, die viel über den Hausherrn verraten: Kogan sammelt nicht nur Bilder, Skulpturen, Bücher. Da hängt ein Gekreuzigter an der Wand, links daneben ein Batman, rechts Micky Maus, außerdem eine ganze Batterie Cinderellas. Vor der Fensterfront, die ihm einen herrlichen Blick über die Stadt bietet, ein Flügel und der berühmte „Lounge Chair“ von Charles & Ray Eames von 1956 (siehe Foto).

Wie leben Architekten? Diese Frage wird in acht Fällen anlässlich der Mailänder Möbelmesse beantwortet. Die Filmproduzentin Francesca Molteni hat einige bekannte Architekten besucht, um ihre Homestories auf dem diesjährigen „Salone del Mobile“ zu verraten, mit Bildern, Videos und Installationen. An dem Projekt haben sich auch Shigeru Ban, David Chipperfield, Daniel Libeskind, Zaha Hadid, Bijoy Jain sowie Mario Bellini und Massimiliano Fuksas mit seiner Frau Doriana beteiligt.

Chipperfield lud Molteni nach Berlin ein, wo er seit 1997 wohnt. Damals bekam er den Auftrag, das Neue Museum wieder aufzubauen, seither lebt und arbeitet er in Berlin-Mitte, in einem Haus ganz aus Beton. Grau in Grau präsentiert sich Chipperfields Wohnung, nur wenige Farbtupfer wie ein grünes Sofa durchbrechen die Tristesse.

Anders das Ehepaar Fuksas, das in sein Haus am Place des Vosges in Paris einlud. Unter der Holzdecke Original-Möbel von Jean Prouvé und viele Werke zeitgenössischer Künstler. Daniel Libeskind wiederum wohnt in Tribeca, unweit des World Trade Center. Dort fühlt er sich bis heute wohl, auch wenn er vom Fenster aus den Freedom Tower stets vor Augen hat, der am Ende ohne ihn gebaut wurde, weil man ihm die Planung 2005 wieder entzog. (pps.)

Der „Salone del Mobile“ findet vom 8. bis 13. April auf dem Messegelände in Rho bei Mailand statt, die Ausstellung „Where Architects Live“ wird in Halle 9 gezeigt. Auf [www.faz.net/lebensstil](http://www.faz.net/lebensstil) zeigen wir alle acht Architekten-Wohnungen.

## EIGENE SACHEN

„Nichts ist langweiliger als Perfektion“: Der Satz, den die Stylistin Julia Freitag in einem Interview für diesen Band als ihr Motto ausgibt, könnte für das ganze Buch stehen. Denn Berlin, die unfertige Stadt, ergeht sich im vollendet Unvollendeten. Die Stylistin drückt es klarer aus: „Niemals den Total-Look vom Laufsteg nachstylen, und unbedingt ein überraschendes Element einbauen.“ Auch das ist dem Buch gelungen. Kein Wunder, denn die Herausgeberin Julia Stelzner, Mitarbeiterin dieses Magazins, ist in der Szene bestens vernetzt, und die meisten Autoren sind es ebenfalls. Über die Auswahl der präsentierten Designer könnte man endlos streiten, über die Treffsicherheit der Looks auch. Aber zum ersten Mal wird hier mit Gründen kodifiziert, was oft nur behauptet wird. Dabei bleibt alles anziehend geheimnisvoll und unorthodox unfertig. So wie der Gesichtsausdruck auf dem Titelbild. (F.A.Z.)



Julia Stelzner:  
Berlin Fashion.  
Labels, Lifestyle, Looks.  
192 Seiten,  
Prestel, 21,95 Euro.

# PRÊT-À-PARLER

## SCHLICHT RAMS

Innovativ, brauchbar, ästhetisch, verständlich, unaufdringlich, langlebig, umweltfreundlich, konsequent: Die Anforderungen des Dieter Rams sind hoch. Die letzte seiner „Zehn Thesen für gutes Design“ ist vielleicht die entscheidende: „Gutes Design ist so wenig Design wie möglich.“ Schon in den Siebzigern begann der bekannteste deutsche zeitgenössische Industriedesigner, seine „Orientierungshilfen“ zu formulieren. In einer Zeit, als sich kaum jemand Gedanken über Umweltfreundlichkeit machte, war der schonende Umgang mit der Natur für ihn schon unabdingbar. Der Designer, Jahrgang 1932, der vor allem mit Braun Designgeschichte schrieb, schätzt die klare Formensprache. Nicht nur für Braun, auch noch für ein zweites Unternehmen machte er stilprägende Entwürfe: Vitsoe. Der Produzent, benannt nach dem Dänen Niels Wiese Vitsoe, stellt die originalen Möbeldesigns von Rams exklusiv her. Neu im Programm ist der Beistelltisch „621“, in Ergänzung zum Sesselprogramm „620“. Seine Idee: Auf die Seite gedreht, lässt sich der U-förmige Tisch über die Sitzfläche des Sofas schieben. Der simple Entwurf aus dem Jahr 1962 wurde zuletzt in den Achtzigern hergestellt. Nun kehrt er wieder und beweist sich als zeitlos schön: Denn auch hier verarbeitete Rams Kunststoff so, dass das Material besonders edel aussieht. (pps.)



# bulthaup



Purismus. Sinnlichkeit. Intelligenz.  
Mehr über die Faszination der bulthaup Küche erfahren Sie  
bei Ihrem bulthaup Partner, [www.bulthaup.de/haendler](http://www.bulthaup.de/haendler)

**G FLEX** Man mag gar nicht hinschauen, wenn Chul Bae Lee, einer der Designer dieses gebogenen Smartphones, es auf einem Tisch platt drückt. Doch der biegsamen Form und dem mit sechs Zoll derzeit größten Plastik-Oled-Display kann so rohe Gewalt wenig anhaben. Selbst der Akku ist gebogen. Warum er ein Kurvenhandy entwickelt hat? Weil es sich dem Gesicht anpasse und dem Nutzer das Gefühl gebe, ins Gespräch einzutauchen, sagt Chul. Der Jury gefällt vor allem der Schalter auf der Rückseite, mit dem das Handy beim Telefonieren bedient wird. Hier sei „ein Produkt entstanden, das durch Ergonomie und Qualität überzeugt“.



**WELDCAP** Wer denkt schon darüber nach, dass eine Schweißmaske eine Belastung für den Nacken ist? Sicherlich der Schweißer, wenn sein Nacken am Ende eines langen Arbeitstages schmerzt. Insofern ist die Weldcap von Optrel (Schweiz) eine echte Errungenschaft: Dank flammhemmender Textilien ist sie fast ein Leichtgewicht. Das Augenmerk liegt aber auf der Blendschutzkassette mit dem markanten Nasenausschnitt: Im Vergleich zu herkömmlichen Schutzmasken sitzt sie näher an den Augen. Das Sichtfeld vergrößert sich so um fast 170 Prozent. Der Jury gefällt zudem die Form: „Über die Arbeitssicherheit hinaus liegt der Fokus ebenso auf der Designqualität. Es wurde ein funktionales, sicheres und optisch ansprechendes Arbeitsgerät mit völlig neuartigem Komfortgefühl entworfen – so etwas gab es bisher nicht.“



**THINBIKE** und **AERNARIO PLATINUM** Platz hat es in der kleinsten Hütte, beim ThinBike vom Berliner Unternehmen Schindelhauer lassen sich Lenker und Pedale einklappen. Die Jury ist überzeugt von diesem Stadtrad: „Anstatt eines Klappprads wird hier ein innovativer, äußerst clever gelöster und noch dazu ästhetisch überzeugender Mechanismus geboten, der es erlaubt, das Rad an der Wand aufzuhängen.“ Höchster Komfort und zugleich ein funktionales Objekt, das sich in die Raumgestaltung

integrieren lasse. Und dem Rennrad Aernario Platinum von Storck Bicycle aus Idstein bescheinigte das Fachmagazin „Tour“ den „besten Rahmen aller Zeiten nach Tour-Standard“. Die Jury meint: „Rahmen, Funktionalität und nicht zuletzt das optimale Verhältnis zwischen Stabilität und Gewicht – das Rad ist unglaublich leicht, unglaublich optimiert – sind beeindruckend. Dafür und für den ausgesprochenen Komfort, den dieses Rad bietet, verdient es einfach einen iF gold award.“

# MANNN KANNN

Seit 60 Jahren werden jedes Jahr Preise für „formgerechte Industrieerzeugnisse“ vergeben. Tausende Hersteller aus aller Welt bewerben sich für die höchste Auszeichnung, den „iF gold award“. Hier die Besten des Jahres 2014.

*Von Peter-Philipp Schmitt*



**CLAAS AXION 800** Schon auf der Agritechnica in Hannover wurde er zum „Traktor des Jahres“ gewählt. Warum? Weil er von innen heraus überzeuge: Motor, Getriebe, Hydraulik, Kraftheber – alles vom Feinsten. „Ein Komfort, der lange Arbeitstage kurz erscheinen lässt“, so Hersteller Claas über seinen erstaunlich wendigen Giganten. Für die Jury zeigt das Produkt auf hervorragende Weise, „wie Design – auch und gerade bei Nutzfahrzeugen – zu mehr Qualität für die Bediener beitragen kann“. Der Entwurf besteche durch die Kombination von extremer Leistungsfähigkeit und zeitgemäßem Design.



**DELIZIO COMPACT ONE**

Vom „Kapsel-Wahnsinn“ ist inzwischen die Rede, auch und gerade weil die Kanne voll Kaffee aus dem guten alten Filter in so kurzer Zeit völlig aus der Mode gekommen ist. Das Schweizer Unternehmen Delica beteiligt sich am Geschäft der portionsweise verpackten Kaffee kapseln und bringt eine ganz auf das Wesentliche reduzierte Maschine auf den Markt. „Ihre sinnliche und architektonisch anmutende Schlichtheit verbindet sie mit

Effizienz und Funktionalität. Die Bedienung ist selbsterklärend, auf Überflüssiges wird konsequent verzichtet“, schreibt der Hersteller. Auch farblich gibt man sich zeitgemäß: Racing Orange, Viper Green, Cream White, Graphite Black. Die Juroren meinen: „Dieser Kaffeeautomat besticht durch die Schönheit von Material, Haptik, Form und Funktion.“ Darüber hinaus sei das Gerät hervorragend verarbeitet. An dem Design gebe es nichts anzusetzen.



**BMW i3** Klar und reduziert nennt der Automobilhersteller aus München das Design seines ersten rein elektrisch angetriebenen Großserienmodells. Auch sonst wird der leichtgewichtige Kleinwagen, der nur 1195 Kilogramm wiegt, allseits gelobt.

Bei einem Elektro-Auto geht es natürlich um Nachhaltigkeit und Effizienz, und die bietet der elegante Flitzer. Die gegenläufig öffnenden Türen schätzt allerdings nicht jeder. Kritisiert wird auch die geringe Reichweite; doch die hat der i3 mit fast allen

weiteren E-Mobilen gemeinsam. Die Jury bescheinigt ihm „eine eigenständige, zukunftsweisende Ästhetik“. Es sei eine interessante Neuinterpretation von „form follows function“: „Das, wofür das Fahrzeug steht, ist im Design perfekt umgesetzt.“



**NOVA KLETTERWAND**

Klettern im Wohnzimmer, gesteuert von einer App: Das ist für die iF-Jury „etwas ganz Neues und eine herausragende Designleistung“. Durch den integrierten Lichteinfluss von der Rückseite erlange das Produkt von Lunar eine einzigartige Modernität. Es sei keine Imitation der Natur für den künstlichen Raum, besitze aber die Funktionalität einer natürlichen Kletterwand und somit eine beispiellose Eigenständigkeit. Abends verwandelt es sich in ein modernes Beleuchtungskonzept.

**FITBIT FORCE** Fitnessarmbänder müssen vieles zählen können: Schritte, Kalorien und auch die bewältigten Stockwerke. Doch der Mensch ist ja nicht nur bei Tag aktiv, sondern auch in der Nacht. Ein Grund für Fitbit, „das erste und einzige kabellose Armband, das die Aktivitäten und den Schlaf erfasst und misst“, auf den Markt zu bringen.

Der Tracker mit Oled-Display synchronisiert automatisch und in Echtzeit zum Beispiel mit dem Smartphone. Die Juroren loben das Design und „den herausragenden Tragekomfort in Verbindung mit erstklassiger Benutzerfreundlichkeit“. Zudem seien die Proportionen und die Übergänge von einem Material zum anderen sehr gut gelöst.



**BLACKMAGIC CINEMA CAMERA** Von hier aus ist Hollywood nicht mehr weit. Denn die Kinoqualität der Kamera aus dem Hause Blackmagic genügt höchsten Ansprüchen. „Einfach, minimalistisch ohne optischen Schnickschnack ausgeführt“, so der Hersteller über seinen kompakten und handlichen Apparat. Neue Technik und neues Material

brachten ein Produkt hervor, das nur etwa ein Drittel so groß und schwer ist wie eine aktuelle Kamera. Die Jury nennt die Videokamera „in allen Details perfekt gestaltet“. Sie zeuge von einer unglaublichen Liebe zu Material und Oberflächengestaltung. „Es ist ein Präzisionsinstrument, das genau das ausdrückt, was es leisten soll: die perfekte optische Wiedergabe.“



**HILTI KOMBIHAMMER**

Ob Bohren oder Meißeln: Mit dem Kombihammer ist beides „ermüdungsarm“ möglich. Das Gerät ist leicht, sein Schwerpunkt liegt nah am Handgriff, die Leistung ist so gut, dass wenig Anpresskraft nötig ist. Die Führung des Luftstroms sorgt laut Hersteller für geringste Staubaufnahme, optimale

Kühlung und damit für eine extrem lange Lebensdauer. Für die Juroren fügt sich das in seiner Formsprache eindeutige und präzise Produkt „sauber in die Hilti-Linie ein“. Es sei eine gelungene Weiterentwicklung, weil die Marke erkennbar sei und somit gepflegt werde. Das Produkt wirke zeitgemäß, ohne überladen zu sein.

# „NIVEAU FINDE ICH SEXY“

Der Schauspieler Elyas M'Barek über den Film „Fack ju Göhte“, seine frühe Prollphase, die Arbeit an der Schönheit und das Leben als Mann

*Herr M'Barek, Ihr Body wird immer wieder lobend hervorgehoben. An welchem Körperteil schlägt bei Ihnen das Krafttraining besonders schnell an?*

Am Bizeps.

*Gehören auch Sie zu der noch weitgehend unerforschten Spezies Fitnessstudio-Gänger, die ausschließlich den Oberkörper trainiert?*

Ein Mann muss seine Beine nicht trainieren, denn die sieht man nicht im Club.

*Ach so.*

War ein Witz. Machen trotzdem viele genau deswegen.

*Gibt es etwas, das Sie an Ihrem Körper stört?*

Ich hab' sehr große Ohrläppchen. Außerdem hab' ich einen sehr breiten Spann. Das macht sich immer dann bemerkbar, wenn ich schmale Anzugschuhe trage. Gestern zum Beispiel hab' ich die Schuhe unter dem Tisch ausgezogen, weil es unfassbar gedrückt hat.

*Mal einen Ohrring getragen?*

Hab' ich.

*Brilli?*

Einen richtig großen goldenen Ohrring. Ich hatte 'ne Prollphase, so mit 16.

*Der Schönheitschirurg Werner Mang hat früher in seiner Klinik – ich weiß nicht, ob es immer noch so ist –*

*der Mitarbeiterin des Jahres als Belohnung für ihre gute Arbeit eine Schönheits-OP ihrer Wahl geschenkt.*

Oh, mein Gott.

*Würden Sie ein solches Geschenk annehmen?*

Auf keinen Fall.

*Wieso nicht?*

Ich halte nichts von Schönheits-OPs. Okay, wenn Frauen mit ihrer Brustgröße nicht zufrieden sind und da ein bisschen nachhelfen, das kann ich noch nachvollziehen. Aber ich finde Eingriffe ins Äußere, also Nase, Mund, Augen, das finde ich ganz schlimm. Jeder Mensch ist entweder hübsch oder nicht so hübsch auf die Welt gekommen, und gerade Schönheitsmakel machen doch interessant.

*Sie haben sehr schöne Haare.*

Ach, ja?

*Angenommen, die würden Ihnen mal ausfallen. Wäre eine Haartransplantation dann ein Thema?*

Das könnte ich mir vorstellen. Weil da ja nichts verändert wird, sondern nur der Originalzustand wieder hergestellt.

*Ihr Hintern, der in diversen Filmen zu sehen war, ist schon jetzt fast so legendär wie der von Jennifer Lopez. Die soll ihren für mehrere Millionen Dollar versichert haben.*

Wie kann man denn seinen Hintern versichern lassen? Wie soll das funktionieren? Bekommt sie dann Geld, wenn sie zunimmt, oder wie?

*Oder wenn Sie verunfallt.*

Dann bekommt sie für ihren kaputten Arsch fünf Millionen oder was? Das ist doch total absurd.

*Cem, Ihre Figur aus der Serie „Türkisch für Anfänger“, ist auf ein anderes Körperteil fixiert. Unter anderem sagt er, sein „Schwanz“ sei zu groß fürs Ozonloch. Schießt er da übers Ziel hinaus?*

Mit Sicherheit. Das ist natürlich eine Übertreibung, und ich glaube, selbst Cem weiß in seinem Innersten, dass sein Penis durchaus ins Ozonloch passt. Auch wenn das Ozonloch kleiner geworden ist.

*Schauspielkollegen wie Sascha Hehn haben sich zeitweilig im Softporno-Business versucht. Wäre das auch was für Sie? Das Metier gibt's doch gar nicht mehr.*

*Angenommen, es gäbe es noch.*

Auch dann nicht. Ich bin bestimmt nicht prüde, und manchmal machen Sexszenen ja auch Sinn. Schauspielers sind die aber uninteressant, weil es da nur darum geht, gut auszusehen.

*Liest ein Elyas M'Barek?*

Ich lese.

*Was?*

Eigentlich alles.

*Zum Beispiel?*

Neulich hab' ich ein Buch von Wolfgang Herrndorf gelesen, „Arbeit und Struktur“.





# ELYAS M'BAREK

## *Krasses Buch.*

Ja, man kann nicht aufhören zu lesen, obwohl man möchte.

*Würde man bei einem so lockeren Typen wie Ihnen gar nicht denken, dass Sie so ein Buch lesen. Da geht es doch um Krebs und das quälende Wissen um den bevorstehenden Tod.*

Das gehört zum Leben dazu. In dem Buch geht es darum, wie endlich alles ist, Erfolg, Glück, Gesundheit. Es gibt im Buch eine Stelle, die hat mich sehr berührt, da beschreibt er, dass die Filmrechte für seinen Bestseller „Tschick“ verhandelt werden. 30 Jahre lang, so schreibt er, habe er am Existenzminimum rumgekribst, und jetzt, wo er mehr Geld hat, als er ausgeben kann, da ist es ihm scheißegal. Erfolg, Geld, Liebe, das alles spielt dann keine Rolle mehr.

## *Nicht einmal die Liebe?*

Auch die nicht. Die hilft vielleicht, aber sie bedeutet doch nichts, wenn man todkrank ist.

*In dem Film „Heiter bis wolkig“ spielen Sie einen jungen Mann, der so tut, als sei er todkrank, um das Mitleid der Mädchen zu bekommen und sie so ins Bett zu kriegen. Das ist doch nur ein Film. Im richtigen Leben würde die Masche nie funktionieren.*

*Gab es in Ihrem richtigen Leben schon einmal eine Erfahrung, die Ihnen die Endlichkeit des Daseins extrem vor Augen geführt hat? Oder sind Sie bisher ziemlich gut durchgekommen?*

Bin ich, und das weiß ich auch, und ich frag' mich immer wieder, wann es mal knallt. Das wird passieren. Dass ich das weiß, macht mich gelassener.

*Könnten Sie glücklich sein, wenn „Fack ju Göhte“ Ihr letzter Film gewesen wäre – und Sie gezwungen wären, trotzdem noch 50 Jahre weiterzuleben?*

Wär' schade, wenn nicht. Das würde ja heißen, dass der Beruf alles ist. Das ist er aber nicht. Und ich weiß aus Erfahrung, dass man immer irgendwie zurechtkommt, sich an alles gewöhnt. Mit 15 Jahren, als ich noch keine Filme gedreht habe, war ich auch glücklich. Warum sollte das, wenn ich keine mehr mache, nicht wieder so sein?

*Wäre für Sie eine ganz andere Existenz als die jetzige denkbar? Sagen wir: Hooligan oder Bauer?*

Ich hab' mir da noch nie drüber Gedanken gemacht, weil ich total happy bin mit dem, was ich tue. Bauer klingt aber gar nicht so verkehrt. Ich hab einen Freund, einen ehemaligen Klassenkameraden, der ist Bauer, Biobauer. Ich bekomm' das auf Facebook immer so mit,

„Eingriffe ins Äußere finde ich schlimm“:  
Elyas M'Barek, 1982 in München geboren, österreichischer Staatsbürger mit tunesischen Wurzeln, kann mit künstlicher Oberfläche nicht viel anfangen.

wenn er postet, dass neue Lämmer zur Welt gekommen sind. Er macht einen sehr glücklichen Eindruck.

*Haben Sie zu den Leuten von früher noch Kontakt?*

Vor allem zu denen.

*Was machen Sie mit denen so?*

Ich komme ja aus München und lebe auch dort. Da hängen wir zum Beispiel an der Isar rum. Im Sommer bin ich oft an der Isar.

*Was macht man da?*

Wir lassen uns gerne den Fluss runtertreiben, in die Stadt hinein.

*Schwimmend?*

Ja klar, man kann da schwimmen. Und wir haben uns ein Schlauchboot gekauft.

*Sie gehen auch gerne aufs Oktoberfest. Wie viele Maß packen Sie?*

Einige.

*Heißt?*

So sechs, sieben können das den ganzen Tag über schon werden.

*Man hört, die schenken dort zwischendurch alkoholfreies Bier aus.*

Ja? Da muss man aber schon richtig hacke sein, dass man das nicht mehr merkt. Ich bin ein disziplinierter Trinker. Man wird mich selten torkelnd oder lallend irgendwo antreffen.

*Trinken Sie auch alleine?*

Nie. Ist langweilig. Ich hab' noch nicht mal Bier zu Hause.

*Sie können wählen: 2500 Euro in bar oder Alkohol im Wert von 5000 Euro.*

Ich würd' natürlich das Geld nehmen.

*Warum? Sie sind gerade 31, werden in Zukunft doch wohl noch Alkohol im Wert von 5000 Euro trinken.*

Warum soll ich denn für 5000 Euro Alkohol trinken? Nur weil ich Schauspieler bin oder was? Vielleicht will ich in einem Monat nie wieder Alkohol trinken, und dann?

*Das wäre natürlich Pech.*

Ne, sorry, mach ich nicht. Da bin ich zu sehr Geschäftsmann.

*Können Sie irgendwas, was Männer können sollten, zum Beispiel eine Bierflasche mit den Zähnen oder mit dem Augenlid aufmachen?*

Mit dem Feuerzeug kann ich es.

*Rauchen Sie?*

Sieht man doch im Film.

*Sieht professionell aus. Aber gibt es am Set keine Filmzigaretten für Nichtraucher?*

Gibt es, aber das Zeug stinkt ganz furchtbar. Dann lieber richtige. Jedenfalls gelegentlich.

*Welche Marke?*

Sag' ich nicht. Ich mach doch keine Werbung für die Tabaklobby.

*Können Sie mit dem Rauch Ringe machen?*

Ich kann sogar Herzen machen.

*Was sollte ein Mann noch können?*

Autoreifen wechseln. Das ist mir mal bewusst geworden, als mir eine Freundin erzählt hat, dass sie mit ihrem neuen Lover im Urlaub war, und dann hatten die eine Auto-

ZAUBER | GLANZ



LACRIMA

*Diamantkollektion  
aus dem Atelier Bucherer*

**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne  
Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)



# ELYAS M'BAREK

panne, und der Typ konnte den Reifen nicht wechseln, das war im Grunde das Ende der Beziehung. Die Freundin fand das so unsexy, dass da der Pannendienst kommen musste und der Typ nur hilflos danebenstand. Danach war der Ofen im Grunde aus.

*Kollegen von der „Süddeutschen Zeitung“ haben vor ein paar Jahren ein hübsches Buch mit dem Titel „Ein Mann – ein Buch“ veröffentlicht.*

Kenne ich.

*Da steht drin, was ein Mann noch so draufhaben sollte. Zum Beispiel: eine Schlägerei überstehen. Sind Sie auch in dieser Hinsicht ein Mann?*

Jeder sollte sich in seinem Leben mal geprügelt haben.

*Sie haben das schon hinter sich?*

Auf jeden Fall.

*Sie könnten also in einer Schlägerei bestehen?*

Kommt drauf an, wie groß der andere ist.

*Bei Ihnen darf er nicht allzu groß sein.*

Klar, wenn er 1,90 ist, dann hab' ich ein Problem. Aber wenn jemand dieselben körperlichen Voraussetzungen erfüllt, dann würd' ich mich durchaus auch in einer Schlägerei messen können.

*Irgendwelche Tipps für unsere jungen Leser?*

Nicht darüber nachdenken, einfach zuschlagen. Und zwar nicht mit der flachen Hand, sondern mit der Faust.

*Und wohin schlagen?*

Schläfe ist meistens ganz gut. Oder Nase.

*Schon mal mit Kopfstoß probiert?*

Noch nie. Aber ich hab' schon mal einen bekommen. Hat weh getan. Für ein paar Sekunden war ich außer Gefecht. Die Schlägerei war verloren.

*Ihr Kollege Götz George wurde im Alter von 14 Jahren von einer 19 Jahre alten Hausangestellten in die Liebe eingeführt. Gibt es auch bei Ihnen einen Moment, der den Übergang vom Jungen zum Mann markiert?*

Ich weiß gar nicht, ob ich diese Schwelle schon überschritten habe. Ob man sie je überschreitet. Und ob man sie überhaupt überschreiten sollte.

*Irgendetwas, was Sie in Ihrem Leben bereuen?*

Ich hatte mal eine Fernbeziehung. Die ist im Grunde daran zerbrochen, dass wir beide damals zu sehr an die Karriere gedacht haben. Ich denke mir manchmal: Hätte ich doch um diese Liebe gekämpft.

*Haben Sie mal gegen irgendetwas rebelliert?*

In der Klasse vielleicht. Ich wollt' immer Klassensprecher werden. Und hab' nie verstanden, warum immer die

Streber Klassensprecher wurden. Weil ich dachte, die größten Schleimer in der Klasse, die werden sich ja nie für die Belange der Klasse einsetzen, sondern sich immer bloß beim Lehrer einschleimen. Ich dachte, dass eigentlich immer die größten Chaoten Klassensprecher werden müssten, weil die die größte Klappe haben und sich am meisten getraut haben. Mit der Argumentation kam ich dann auch relativ weit und wurde mehrmals gewählt.

*Dem Achtundsechziger Dieter Kunzelmann wird der Satz zugeschrieben: „Was geht mich der Vietnamkrieg an, solange ich Orgasmusschwierigkeiten habe.“ Können Sie mit dem Weltbild, das dahinter steht, irgendetwas anfangen?*

Das Thema sagt mir überhaupt nichts, tut mir leid.

*Gut, dann ein anderes Thema: Fast jede Frau kennt Sie inzwischen, und noch mehr Frauen finden Sie richtig gut. Haben Sie Angst, dass Ihre Flirtfähigkeiten verkümmern, weil Sie auch ohne Anstrengung fast jede bekommen können? Das glauben Sie.*

*Na klar. Da sagt man, hier, „Fack ju Göhte“, und los geht's. Frauen, bei denen es so einfach wäre, die würden mich überhaupt nicht interessieren. Wenn man es mir zu ein-*



Im Film „Türkisch für Anfänger“ aus dem Jahr 2012 (links) sitzt Elyas M'Barek an der Seite von Josefine Preuß. In „Fack ju Göhte“ (2013) steht ihm Jana Pallaske kritisch gegenüber.

fach macht, dann ist es bei mir vorbei. Außerdem hatte ich auch vor meinem jetzigen Erfolg keine Probleme, Frauen kennenzulernen.

*Einfach kann aber auch schön sein. Cristiano Ronaldo, der Fußballspieler, hat in Amerika zu einer Kellnerin gesagt: „Me, you, fuck, fuck“. Daraus ist ein Kind entstanden. Oh, mein Gott! Das ist die Mutter seines Kindes! Also 'ne Frau, die auf so 'ne Anmache anspringt, die sollte eigentlich nicht Mutter werden. Tut mir leid.*

*Da ist die Grenze des guten Geschmacks überschritten? Für mich persönlich schon. Mir wär' das zu billig. Aber Ronaldo wird 'ne super Nacht gehabt haben.*

*Cem aus „Türkisch für Anfänger“ sagt: „Ich bumse oft unter meinem Niveau.“*

Soll er sagen. Ich finde Niveau sexy.

*Der Film „Fack ju Göhte“ hat nicht nur wahnsinnig viele Zuschauer gehabt, sondern auch viele gute Kritiken bekommen. Senta Berger war nach Monaten, glaube ich, die erste, die den Film scharf kritisiert hat. Endlich!*

*Sie sagte: „Für mich ein grob erzähltes Märchen mit unnötig vulgärer Sprache.“ Können Sie das nachvollziehen?*

Kann ich. Mich hat es eher gewundert, dass die Kritik so spät kam. Allerdings muss man sagen, dass die Sprache im Film exakt die Sprache ist, die auf vielen deutschen Schulhöfen gesprochen wird, das weiß ich, und das wird uns auch immer wieder bestätigt. Aber da ist Frau Berger vielleicht zu weit weg vom Thema. Trotzdem kann ich total nachvollziehen, wenn das jemand zu vulgär findet. Ist es ja auch.

*Warum zu vulgär? Zeki Müller, die Hauptfigur, ist vulgär und doch die sympathischste Person im ganzen Film. Andere Leute haben beste Manieren und sind Kotzbrocken. Warum also sollte man zu einer Frau nicht „Bitch“ sagen dürfen, solange man das Herz am rechten Fleck hat?*

Bei Zeki kommt so was nur deshalb so sympathisch rüber, weil es ein Film ist.

*Jetzt kommen Sie nicht wieder damit!*

Ist aber so. In der Realität würde doch jeder sagen: Warum rülpst der jetzt? Warum benimmt er sich so scheiße? Und man würde ihn gar nicht so herzlich finden, weil man den Rest der Geschichte nicht kennt. Als Kinobesucher findet man Zeki nur deshalb so sympathisch, weil man offen in sein Gefühlsleben blicken darf. Man kann bei ihm sein, wenn er alleine ist, wenn er im Keller sitzt und weint. Das geht wirklich nur im Kino.

*Die Fragen stellte Timo Frasch.*

Qualität ist  
unser Business.

LANDS' END

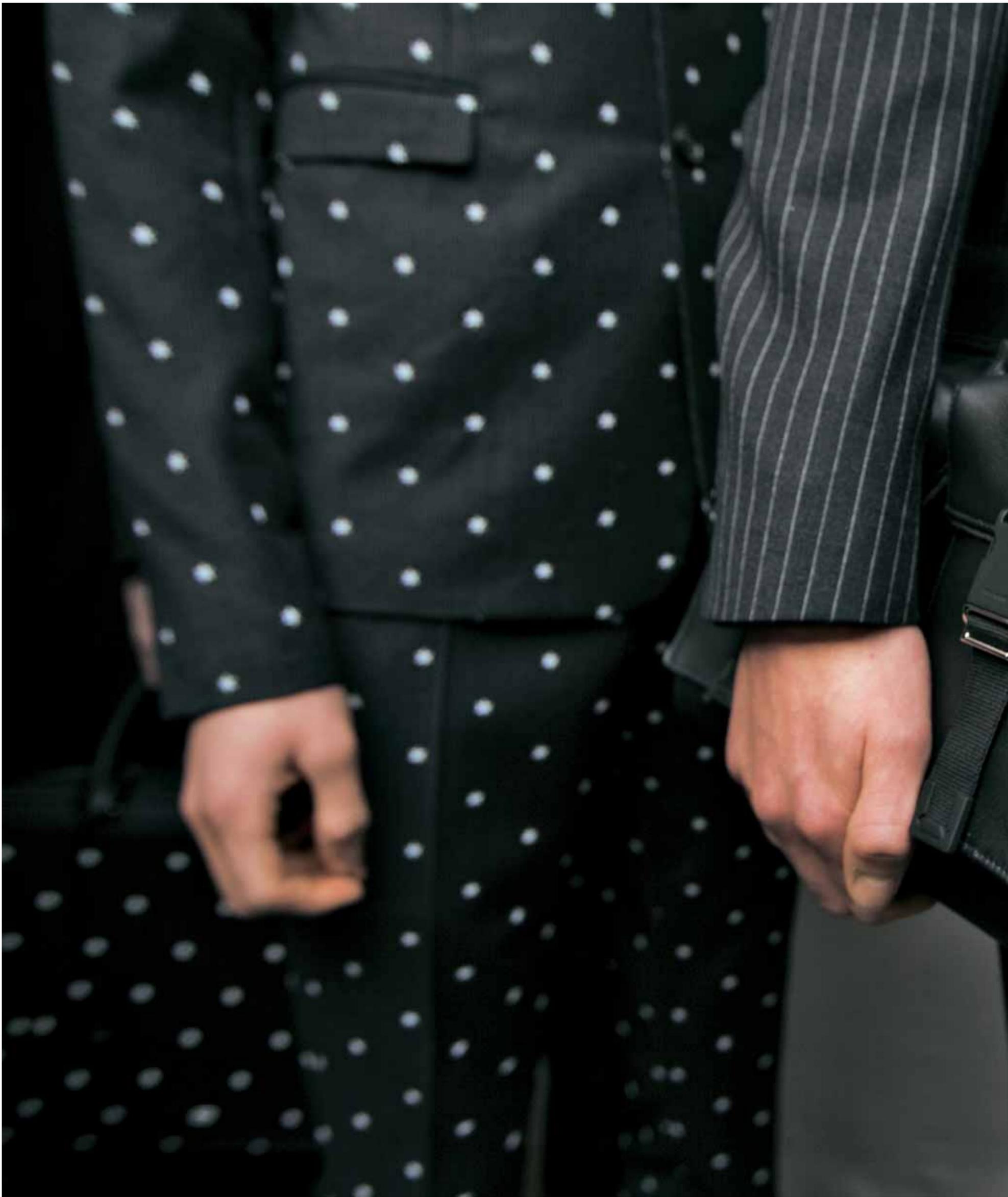


Lands' End GmbH. In der Langwiese. 66693 Mettlach.

Guter Stil  
kann so  
einfach sein.  
Mode von  
Lands' End.



P935



# PÜNKTCHEN

Ein Herrenmode-Marathon mit Wurzelsepp und Schwarzer Witwe. *Von Oliver Maria Schmitt*



Das war mal was! Die Herrenmodewoche in Paris hatte sich erst gelohnt, als Dior Polkatupfen-Anzüge auf die Bühne brachte.

Mein guter alter Ausgehanzug war fadenscheinig und fiel auseinander, plötzlich stand ich im Freien und brauchte einen neuen. Der sollte endlich mal modisch ganz vorne sein, *up to date* und zukunftsfähig. Mit einem Wort: modern. Und weil in Paris gerade Fashion Week war, fuhr ich einfach hin. Dort würde ich die Zukunft sehen können, die Herrenmodekollektionen der Herbst- und Wintersaison.

Ich war aufgeregt, denn ich war noch nie auf einer Modenschau. Wo konnte man besser in die Welt der hohen Schneiderkunst eintauchen als in Paris? Die Franzosen haben die Mode erfunden, vorher lief der Mensch in unvorteilhaft geschnittenen Fellen herum oder in viel zu engen Rüstungen. Mein Plan war simpel: Ich würde so viele Modenschauen wie möglich abklappern und mich dann für einen neuen Anzug entscheiden.

Genau Vorstellungen von meiner künftigen Gewandung hatte ich nicht. Es sollte nur irgendwas übelst Flottes für den Mann von Welt sein, dezenter *bigstyler chic* von der Stange, krasses Understatement ohne Bundfalte und Biese. Schon auf dem Weg in die Modehauptstadt groovte ich mich ein und achtete mehr als je zuvor auf die Kleidung der Menschen, die mir begegneten. Ein Mann in einem rustikal geschnittenen grauen Sakko mit steigendem Revers und aufgesetzten Pattentaschen mit Kellerfalte, lila Weste und passendem Binder knipste meinen Fahrschein und wünschte mir eine gute Weiterreise. Seine von Christian Lacroix entworfene TGV-Uniform trug er mit Stolz.

Ein anderer Herr in einer Jacke aus ungespaltenem Rindboxleder mit Messingreißverschluss, Bündchen und schräg aufgesetzten Patten fuhr mich im Taxi die Champs-Élysées hinunter zum Grand Palais, wo im Souterrain, in den ehemaligen Stallungen des Weltausstellungspalastes, der belgische Designer Dries van Noten seine neue Kollektion zeigte. Sie ließ mich ratlos zurück. Sollte ich im kommenden Winter etwa in blauer Plastikjacke mit Kunstpelzkragen und Kordelzug herumlaufen? Oder im grauen Maxirock unter gelbschwarzem Übergangsmantel? In einem ärmellosen Materialmix-Top?

Nicht minder ratlos verließ ich die Schau von Cerruti 1881. In einem riesigen dunklen Saal an der feinen Place Vendôme marschierten Models in übergroßen Übermänteln zu gepflegt muffiger Clubmusik, trugen schlackernde Sakkos und Hosen in Graubraungrau, aber keine guten Anzüge. Deprimierend langweilige Herrenmode für Schwiegersöhne, Versicherungstypen und Katalogvisagen.

Das genaue Gegenteil zeigte der deutsche Designer Tillmann Lauterbach, der kleine Halbbruder des beliebten Volksschauspielers. Zu den Klängen der Prollhymne „Drei Tage wach“ liefen in einem blankgefegten Schrauben- und Metallteilelager Männer mit Jockeymützen in schwarzweiß-grauem Tuch auf und ab. Sie sahen aus wie die Darsteller eines Science-Fiction-Films aus den sechziger Jahren. Hemd, Krawatte, Anzug? Fehlanzeige.

Aber warum? Der Anzug ist Fundament und Vollen- dung der Herrenmode, mit einem Anzug ist man angezogen.

# SIEG IN PARIS

# PÜNKTCHENSIEG

Wer keinen trägt, kommt nur in einem Aufzug daher – da sind die Möglichkeiten der Selbstdegradierung freilich unbegrenzt. Warum Männer außerhalb der eigenen vier Wände Kinder- oder Spielplatzkleidung trugen, kurze Hosen, Sandalen, mit Witzen oder Werbebotschaften bedruckte Leibchen, Nickis mit Kapuze dran, minderwertige Turnbekleidung aus Plastik – das habe ich noch nie verstanden. Da galt noch immer uneingeschränkt Karl Lagerfelds Diktum: „Wer Jogginghosen trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.“

Das Modehaus Maison Martin Margiela schien sogar die Kontrolle über die Herrenschneiderei verloren zu haben. Im Keller der Zentrale der Kommunistischen Partei Frankreichs ließ das Luxuslabel junge Männer in blauen Kunststoffmänteln mit Schnallen vom Stapel, zeigte lyonerfarbene Lederhosen und weiße Flokatiteppichjacken. Meine Ratlosigkeit wich einer gewissen Enttäuschung. Und damit schien ich nicht allein zu sein, denn auch das Publikum schenkte der Kollektion kaum Beachtung, sondern starrte wie hypnotisiert auf den Sitzplatz in der ersten Reihe, auf dem Will Smith saß. Schon während der endlosen Wartezeit bis zum Beginn der Show hatten sich alle möglichen Modemenschen in der Nähe des Hollywoodstars drapiert, um Selfies mit ihm als Bildhintergrund mitzunehmen. Einige Herrschaften erkannte ich sogar wieder: Den bärtigen Japaner mit Silberstiefeln und gelbem Mundschutz hatte ich bei Cerruti schon gesehen, ebenso den Zeitlupen-Umarmer mit grüner Wollmütze, der seinen bedauernswerten Gesprächspartnern den Arm immer so lange auf die Schultern legte, bis es allen Anwesenden nur noch peinlich war.

Wenig später saß ich in einer grell ausgeleuchteten Autowerkstatt neben einer schwarz verschleierte Dame mit einer riesigen schwarzen Spinnenbroche auf dem schwarzen Hut und wartete auf den Beginn der Schau von Damir Doma. „Damir ist der deutsche Armani, obwohl er ein Bayer ist“, raunte mir die Schwarze Witwe zu. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich den Namen noch nie gehört hatte, worauf die Witwe kein Wort mehr mit mir wechselte. Der bayerische Armani ließ allerhand Dressmen in grauschwarzer Kleidung aufmarschieren, manchmal waren die Ärmel abgesetzt, manchmal nicht. Obwohl das kein Augenschmaus war, sah es immer noch wesentlich interessanter aus als das Publikum. Das trug nämlich durchgehend Schwarz. Ein trauriger Anblick. Ging es denn hier nicht um Mode? Um Freude am Design, um Schneiderkunst, um Farbe, Leben und Licht? Das uniforme Schwarz kannte ich ja schon von Architekten, Kunst- und Theaterleuten, deren Kreativkapital offenbar so gering war, dass es vollständig fürs Werk draufging – für die Garderobe blieb leider nichts mehr übrig. Bestand das Publikum etwa ausschließlich aus Regisseuren und Architekten?

Am Eingang stand wieder der Japaner mit gelbem Mundschutz. Er unterhielt sich mit einem Wurzelsepp in Bomberjacke und Jogginghose. Doch nicht nur der Wurzelsepp trug einen wuchtigen Vollbart – jetzt fiel mir auf, dass praktisch alle modebewussten Männer im Saal einen Gesichtspullover trugen! Fundamentalistenbärte, Obdachlosenbärte, Wurzelsepp- und Rübenbärte. Sie unterhielten



sich mit anderen Männern, die ähnliche Gewächse trugen. Tauschten sie Bartpflegetipps aus? Sie schauten überaus grimmig und verschwörerisch drein. Barttragen schien eine ernste Angelegenheit zu sein.

Sollte ich mir auch einen Bart wuchern lassen? In der Anschaffung war er ja preiswert, und man hatte immer eine Serviette dabei. Mir fiel ein, dass ich neulich erst Fotos von Bushido und dem „Bild“-Chef Kai Diekmann gesehen hatte, auf denen beide fette Ayatollah-Bärte trugen. Wenn ein beliebter Schlagerrapper und ein unbeliebter Boulevardheini gemeinsam einem Trend folgten, dann musste der ja cool sein. Um die Stimmung etwas aufzuheben, fragte ich meine Nebensitzerin, warum sie eigentlich keinen Vollbart trage. Angewidert schaute mich die schwarze Witwe an und zischte: „In Berkeley tragen alle Studenten diese Taliban-Bärte. Das ist so was von out!“

Der Blick in die Zukunft stimmte mich wehmütig. Bis jetzt hatte ich keinen einzigen gut angezogenen Mann mit Anzug, Hemd und Krawatte auf dem Laufsteg gesehen. Weitere Erkenntnisse: Freunde der Breitcordhose, des Krawattenschals oder der sogenannten Detlevschleuder (wie das Herrenhandtäschchen in Fachkreisen genannt wird) würden sich weiterhin brav gedulden müssen, bis ihre Lieblings-Accessoires wieder laufsteg- oder gar salonfähig werden. Und höchstwahrscheinlich würde im Herbst – dann erst würde es die Klamotten zu kaufen geben – kaum jemand in diesen grotesken Laufstegfummeln herumstiefeln. Wozu dann der ganze Aufwand? Hatte die Mode früher nicht viel besser funktioniert? In den Zwanzigern trugen alle Männer dunkle Anzüge und hatten einen Strohhut, in den Sechzigern ein weißes Einstecktuch und in den Siebzigern beidseitig bauschige Mörderkoteletten, schlackernde Schlaghosen und bis zum Bauchnabel aufgeknöpfte Hemdkragen, die bis unter die

Achselhöhlen reichten. Heute hingegen trugen alle irgendwie alles, zu jeder Zeit, an fast jedem Ort.

Meine miesepetrigen Gedanken zerstäubte meine neue Bekanntschaft bei der Show von Julius, einem japanischen Avantgarde-Modeschöpfer. Ich hatte gerade zwei Dutzend anorektischer Riesen mit asymmetrisch gesägten Ramones-Perücken dabei beobachtet, wie sie zu donnerndem Videospielgeräuschkrach mit Lichtblitzbeleuchtung in einem stockdunklen Raum kloschüsselhohe weiße Halskrausen über schwarzer Gruftibekleidung aus langkettigen Polymerverbindungen präsentieren mussten. Dabei stapften sie einher wie böse Außerirdische, es war alles zu ernst, viel zu dunkel, alles eine Nummer zu eng. Eine Kollektion wie von Nazis auf Pillen. Was wollte Julius damit sagen?

Ein Herr mit Button-down-Kontrastkragen und schön gearbeiteter Schneiderkante am Revers, der aufgrund einer Fehlbuchung die gleiche Sitznummer hatte wie ich, wusste Bescheid. Er war Chefredakteur eines New Yorker Modemagazins, und während ich auf seinem Schoß saß, klärte er mich über die Geheimnisse des Modenschaubetriebs auf: Freilich sei viel von dem Gezeigten gar nicht tragbar. Das habe mit dem grundlegenden Unterschied zwischen Herren- und Damenmodenschauen zu tun. Für die Damen gebe es pro Saison zwei Schauen, die Haute Couture, wo mit maximal schrillen Fummeln für Wirbel gesorgt werde, und die Prêt-à-Porter-Mode, die frau tatsächlich tragen könne. Die Herren hingegen hätten nur eine Schau, und die müsse beiden Anforderungen genügen, also Schrilles und Tragbares zeigen. Insofern sei eine Herrenmodenschau immer eine Gratwanderung zwischen Tragbarkeit, modischem Statement, letztem Schrei und kokettem Schwachsinn.

Nach sechs Minuten war das nervöse Strobeflashgetöse vorbei, der Catwalk wieder leer, und zwei Minuten später auch der komplette Saal. Alles hetzte von dannen, die Show war mit einer dreiviertelstündigen Verspätung gestartet. So wichtig, lang und breit Modenschauen sich aufbauten, so schnell und glanzlos endeten sie.

Das Wichtigste an einer Modenschau sei das Defilee vor dem Defilee, meinte der New Yorker, das gemeinschaftliche Vorspiel, das Reinkommen, die Selbstinszenierung der Gäste, das *meet & greet* und vor allem das *seating*: Wer sitzt wo? Schließlich sei das Publikum streng handverlesen, werde nach Bedeutungs- und Prominentenrang nach vorne in die *front row* oder auf der Hinterbank plazierte. Für prominente Besucher zahlten die großen Labels oft mehrere hunderttausend Euro, denn ohne Promis keine Presse, keine Bilder in den Nachrichten. Und da Modenschauen immer ganzheitlich zu verstehende Aufführungen seien, deren Erscheinung nicht nur durch den Modeschöpfer und seine Modelle, durch die Auswahl von Ort, Musik, Beleuchtung und Kulisse, sondern vor allem auch durch das anwesende Publikum geprägt werde, sei auch der Streetstyle der Besucher wichtig, auch der werde ja fotografiert und von Modebloggern durchs Netz gejagt. „Also nicht aufregen – das alles muss so sein“, sagte der New Yorker, lächelte gehetzt und verschwand.

Ich regte mich also nicht mehr auf und besuchte die Schau von Icosphère, einem neuen Label, das noch keiner kannte. In den prächtigen Rokokoräumen der Maison des Polytechniciens hinter dem Musée d'Orsay hatte sich ein gut angezogenes Publikum versammelt, Mesdames in Kostümen und Messieurs in Paletots, die Stimmung war souverän philosophisch, alles von einer feinen Ironie getragen. Die brauchte man auch, denn die präsentierten Monturen in Rot und Schwarz, die aussahen wie eine fröhliche Parodie auf Pagenkleidung in Dracula-Filmen, würde selbstverständlich niemals jemand tragen. Aber alle

Toll inszeniert war die Schau von Givenchy. Aber am besten gekleidet waren dort noch die Assistenten, die einen zu den Plätzen geleiteten (nicht im Bild). Sie trugen perfekt sitzende Anzüge, die ihrer Figur schmeichelten.





BY APPOINTMENT TO  
THE ROYAL DANISH COURT

# OLE LYNGGAARD COPENHAGEN

WWW.OLELYNGGAARD.COM



Jewellery design *Ole Lynggaard*

# PÜNKTCHENSIEG

hatten ihren Spaß. Beim Rausgehen traf ich wieder die Schwarze Witwe, sie trug ein blickdicht gefüttertes Chifonkleid mit zart changierendem Organzabesatz. Ob ihr die Show gefallen habe?

„*Mais oui!* Das war so – skandinavisch.“

„Skandinavisch?“

„Ja. Die Uniformen ... skandinavisch.“

„Genau. Skandinavisch“, lachte ich sinnlos, denn ich wollte nicht schon wieder ihren Groll auf mich ziehen. Als ich sie fragte, ob sie nun auch zur Schau von John Galliano gehe, erlebte sie. „Galliano? *Jamais!*“ Niemals! Seit seinem antisemitischen Ausfall, als er in einem Pariser Restaurant Gäste mit rassistischen Pöbeleien belästigte, sei der flamboyante Selbstinszenierer und Stardesigner in Ungnade gefallen, absolute *persona non grata*. Dior habe ihn sofort gefeuert, und auch wenn das unter seinem Namen geführte Label inzwischen von einem anderen geführt werde – zu Galliano gehe man nicht. Er existiere nicht mehr. „*Il n'existe pas!*“

Das wusste indes nicht jeder in Paris, denn die Galliano-Show im prunkvollen Palais de Tokyo hoch über der Seine war berstend voll. Ein Publikum wie aufgepimpte Love Parade, schrill und bunt herausgeputzt, elektrisch blinkende Rentner, falschgoldverzierte Rapperdarsteller, unbekannte Seriendarstellerinnen und natürlich jede Menge Bärte. Einige erkannte ich sogar wieder. Da war der Wurzelsepp! Heute trug er tatsächlich graue Jogginghosen, darüber einen weißen Kapuzennicki, dazu Gesundheits-sandalen. Mit denen wollte er offenbar auf dem schmalen Grat zwischen genial und katastrophal herumtänzeln, doch er war kläglich gescheitert. Seine nervös zitternden Bartzipfel verrieten, dass auch er es wusste. Er war ein echtes Modeopfer, ein *fashion victim*: vermeintlich modisch gekleidet, dann aber doch nur peinlich angezogen. Neben ihm stand der gelbe Mundschutz. Sie hatten sich nichts zu sagen. Wahrscheinlich warteten sie auf den Zeitlupenumarmer.

Würde das inexistente Haus Galliano, um seinen üblen Ruf zu festigen, nun krassen Nazi-Chic zeigen? Scharf geschnittene Breeches, schwarze Uniformen? Weit gefehlt! Zu trashigem Techno tänzelten bunt bewamste Männerquins umher, eine Art crazy Gaukler-Chic, heiter, unbeschwert und völlig untragbar.

Ganz anders die Schau von Givenchy in der schicken Halle Freyssinet im 13. Arrondissement: ein perfekt inszenierter Event aus Sound, Licht und Kulisse. Die Klamotten waren im heftig versprühten Bodennebel zwar kaum zu erkennen, dennoch sah ich extrem viele gut angezogene Männer. Das waren die Security-Leute und Assistenten, die einen zu den Plätzen geleiteten. Sie waren jung, athletisch, nicht übertrieben dünn, und trugen perfekt sitzende Anzüge, die ihrer Figur schmeichelten. Coole Hemden und stylische Krawatten verliehen ihnen eine unaufdringliche Autorität. Leider verkauften sie ihre Anzüge nicht.

Bei der Show von Y-3, einer Kooperation des japanischen Kultdesigners Yohji Yamamoto mit dem Sportartikelhersteller Adidas, richteten sich alle Kameras auf mich. Ich war geschmeichelt und winkte schüchtern in die Objektiv. Bis ich bemerkte, dass gar nicht ich gemeint war, son-



dern die drei, die vor mir saßen: ein junger Mann mit umgehängter Pferdedecke, umrahmt von zwei hübschen jungen Frauen. Ich kannte sie nicht, doch schon nach kurzem Googeln wusste ich, wie die beiden Damen nackt aussahen und dass man eine umgehängte Pferdedecke auch als Cape bezeichnen konnte. Der Fant war ausweislich seiner Website „Schauspieler, Philosoph und Autor“, in Wahrheit aber nur Sohn und Erbe eines berühmten Designers. Ich bewunderte ihn. Immerhin hatte er es geschafft, bei einer Modenschau mit umgehängter Pferdedecke zwischen französischen Filmnackedeis zu sitzen. Wäre mein Vater nur wesentlich reicher und berühmter gewesen, dann wüssten die Leute jetzt, wie ich nackt aussehe oder mit Pferdedecke.

Meinen New Yorker Instrukteur traf ich bei der Schau von Kenzo wieder, die wir beide gut gelaunt verließen. Sie war die beste bisher. Über eine Art Innenraum-Verkehrsübungsplatz mit Häusern, Laternen und Zebrastrifen gingen Boys auf dicken Sohlen und trugen verschärft lässige Teile, Pullover, Mäntel und Jacken in Neon und Grau, eine Art urbane Hüttenmode, die in jeder Hinsicht tragbar, schick und sehr gutaussehend war.

„Kenzo war mal ganz unten“, sagte der New Yorker, „aber der amerikanische Markt war die Rettung. Die Show war *awesome*.“ – „Aber auch ziemlich skandinavisch, oder?“ – „Ja, skandinavisch“, sagte er. „Aber gut.“

Einen neuen Anzug hatte ich jedoch immer noch nicht gefunden. Macht nix, dachte ich, als wir zusammen mit der Metro zum Tennis Club de Paris fuhren, in dessen altherwürdigen Hallen Dior seine Männermode zeigte. Dem Rang des Hauses entsprechend unter maximaler Promibeteiligung. Karl Lagerfeld hielt sich gekonnt im Hintergrund, er zog keinerlei Aufmerksamkeit von Will Smith

ab, der mir anscheinend unauffällig hierher gefolgt war. Im Blitzlichtgewitter versuchten immer wieder lokale Rapper mit Metallzähnen in seinen Bildausschnitt zu gelangen, Unterwäschemodels drängten sich dazwischen, weit abgeschlagen stand traurig auch der Wurzelsepp. Niemand interessierte sich für seinen altrosa Pullover mit gedrehtem Rippenzopfmuster und Muschelborte.

Und dann, obwohl ich die Hoffnung längst aufgegeben hatte, kam sie tatsächlich über den Laufsteg – die geniale Mode für den Mann in der Stadt: kein affektierter New Look, alles angenehm *old school*, alles mit neuen Akzenten. Dressmen in Anzügen mit irren Streifen und Maiglöckchen-Mustern! Junge Mods des 21. Jahrhunderts, viel süffisanter Brit-Chic, pompös gestärkte Parkas und fast rauchbar wirkende Zigarettenhosen.

*Parbleu!* Da ging er an mir vorbei: der Polkatupfen-Anzug! *Et voilà!* Dunkelblau, dreiknöpfig, bleistiftschmales Revers, smart und gepunktet – so etwas hatte ich noch niemals vorher gesehen. Karos, Streifen oder gar nix, so sahen seit hundert Jahren immer alle Anzugstoffe aus. Das kleine Punktmuster, englisch *polka dots*, wurde aber noch nie dafür verwendet. Obwohl es gedeckt, fast seriös zugleich und wild war. Ein übelst cooler Wahnsinn, ich musste das Teil unbedingt haben.

„Das ist echte Schneiderkunst, die beste Kollektion seit Jahren“, sagte der New Yorker beim Verabschieden. Dass die meisten Anzüge eine Nummer zu klein waren und die Hosen auf Hochwasserlinie hingen – geschenkt. Nach der Schau raste ich sofort hinter die Kulissen. Backstage. Da stand Kris van Assche, der Designer, ein gutaussehender, auffällig unauffällig gekleideter junger Belgier, und arbeitete Interviewtermine ab. Nach langer Wartezeit wurde ich vorgelassen. Da mir in meiner Aufregung erst jetzt einfiel, dass ich ihn wohl kaum nach Preis und frühest möglichem Lieferdatum des Pünktchenanzugs fragen konnte, stellte ich eher sinnlose Fragen.

Wann er denn das Comeback der Krawatte kommen sehe? „Sie ist nie verschwunden. Heute trage ich auch keine, aber morgen ganz gewiss.“

Woher er denn die *polka dots* habe? „Aus einem alten Musterbuch von Christian Dior. Ich lasse mich von der Tradition inspirieren. Eigentlich ein Krawattenstoff.“ Dann war der Anzug also eine Ganzkörperkrawatte!

Und für wen schneidete er seine Klamotten? „Ich mache Mode für Menschen, die wissen, wer sie sind.“

Wer ich denn sei, fragte ich, und welchen seiner Anzüge er mir empfehlen würde. Er schaute mich kurz an. „Sie sind jemand, der einen Anzug mit asymmetrischen Streifen tragen könnte. Oder einen“ – er hielt kurz inne – „mit Pünktchen.“ Ich war baff. Woher wusste er das?

Mit dieser mich quälenden Frage im Gepäck verließ ich die Hauptstadt der Mode. Nur verschwommen nahm ich zur Kenntnis, dass deutsche ICE-Schaffner in ihren nicht von Christian Lacroix entworfenen DB-Uniformen deutlich andere Akzente setzten als die französischen Kollegen. Der Zugbegleiter in navyblauem Dreiknopf-Sakko aus Mischgewebe mit roten Streifen an den Ärmeln und reichlich applizierten Schuppen auf Kragen und Rücken knipste meinen Fahrschein und wünschte mir eine gute Heimfahrt.

Die hatte ich auch, denn ich knackte zügig weg und träumte von der Zukunft. Sobald die nächste Blätterkollektion von den Bäumen fällt, wird ein Herr meines Aussehens und meines Alters in einem extrem coolen gepunkteten Anzug herumlaufen. Sehr wahrscheinlich ohne Rübenbart, ohne Gummistiefel und ohne gelben Mundschutz.

Auch Valentino ließ es nicht an Aufwand fehlen. Aber wo waren die ganz normalen, gut geschnittenen und womöglich sogar tragbaren Anzüge für den, nun ja, Mann?



# TOSHIBA

Leading Innovation >>>

# KIRA™



CES-HIGHLIGHT  
BESTES  
NOTEBOOK 2014

## > PERFEKTION IN DESIGN & LEISTUNG

Das neue KIRA™ Ultrabook™ von Toshiba vereint herausragende Qualität und Leistung in perfektem Design in 33,8 cm (13,3").

Erleben Sie gestochen scharfe Bilder und einen atemberaubenden Sound. Ultraleicht, ultradünn, trotzdem robust und mit langer Akkulaufzeit für einen erfüllten Tag. Für alle, die mehr erwarten.

# KIRA™

[www.toshiba.de/kira](http://www.toshiba.de/kira)

Macht Spaß. Macht produktiv.  Windows 8

**DIE HANDTASCHE**

Eine „Tote“ ist nicht etwa das, was die Amerikaner auch als „body bag“ kennen, sondern eine Tasche, die man lässig schwingend („to tote“) an der Hand trägt. Sie hat in etwa die Form einer Supermarkt-Einkaufstüte und ist aus robusten Materialien gefertigt. Zu den schicksten Totes für Herren gehören die Taschen der kanadischen Zwillinge Dexter und Byron Peart. Wie man sieht, entwerfen die beiden zeitgenössischen Luxus zum Tragen.

Want Les Essentiels „O'Hare“ Leather Trimmed Organic Canvas Tote

**DIE KRAWATTE**

Als Symbol von Seriosität und Servilität hat er keinen zwingenden Charakter mehr: Wer kann, lässt den Schlips im Business weg. Dafür wird die Krawatte von Trendsettern gerade wiederentdeckt, als Farbtupfer und Ausdruck des Stilwillens. Die neuen Krawatten sind schmal, matt und aus überraschenden Materialien gefertigt. Sie werden immer dann getragen, wenn andere sie ausziehen. Zu den Schrittmachern der neuen Krawattenbewegung zählt zum Beispiel der Italiener Luca Roda.

Luca Roda Knitted Tie, erhältlich bei Quartier 206

**DAS HALSTUCH**

In weiten Teilen der Welt hat das Halstuch die Krawatte als wichtigstes Accessoire des Mannes abgelöst. Logisch also, dass es ein Statement sein muss. Gleich drei Aussagen macht das zweiseitig tragbare Seidentuch von Hermès. Mit der ersten Farbe spricht es laut und deutlich, mit der zweiten fein und kultiviert. Und natürlich flüstert es ganz nebenbei auch von Geschmack und Wohlstand des Trägers.

Hermès Double Face „Anneaux de Bride“



# Von Könnern für Kenner

Die neuen Statussymbole des Mannes sind handwerklich tadellos und nur für Eingeweihte erkennbar. Denn der Mann mit Stil braucht keine Logos.

*Von Jeroen van Rooijen*

**DIE SCHUHE**

Das Neue entsteht heute zwischen den Disziplinen. Die Genres vermischen sich. Dabei entstehen Hybride zwischen Sports- und Formalwear, zwischen Klassik und Street Style. In diesem Geist hat das Antwerpener Trio Weber Hodel Feder (zu zwei Dritteln deutsch, zu einem Drittel schweizerisch) den Männerschuh überarbeitet. Er sieht vertraut und dennoch ziemlich überraschend aus.

Weber Hodel Feder, Woven Multicolor Desert Boots



### DIE SNEAKERS

Vergessen wir einmal den innerdeutschen Wettbewerb Puma versus Adidas und den Interkontinental-Kampf zwischen Nike und Adidas. Es gibt ja anderes, etwa die perfekten No-Nonsense-Sneakers von Andreas Klingseisen und Jörg Rohwer-Kahlmann aus München. „Vor“ heißt ihre Marke, und die Produkte, die demnächst auch ganz „made in Germany“ sind, markieren tatsächlich einen ästhetischen Vorsprung. VOR-Produkte, Modell 1A „Monument“



### DIE KAMERA

Endlich eine Kamera, die nicht nur ein schönes Accessoire, sondern auch ein seriöses Werkzeug ist: Die neue Nikon Df orientiert sich optisch an den Ikonen der Sechziger, ist aber unter dem Retro-Kleid mit allem ausgerüstet, was auch das Flaggschiff der Japaner intus hat. Nur auf die Bewegtbild-Funktion verzichtet sie: Diese Kamera ist wieder eine, mit der man fotografiert, nicht filmt.

Nikon Df in Silber/schwarz



### DIE UHR

Hurra, die Uhren werden seit einiger Zeit wieder flacher, diskreter und feiner. Vorbei sind die Zeiten, in denen klobige Instrumente aus der Manschette der Männer hervorquollen und mit allerlei Schnickschnack bestückt waren. Die Gimmicks hat man heute auf dem Smartphone, am Handgelenk dafür eine zeitlose Uhr. Der Zeitgeist spielt Nomos aus Glashütte in die Hände – wir empfehlen die filigrane „Lambda“ als neue „Gentleman's Watch“.

Nomos „Lambda“ in Rotgold



### DIE SOCKEN

Der bunte Strumpf, der zwischen Hosensaum und Schnürern hervorschaut, ist nicht mehr nur das Merkmal von Dandys, sondern hat sich zu einem internationalen Code für Stil-Kenner entwickelt. Männer greifen zu Farben und Mustern. Das hat sich bis nach Schmallenberg herumgesprochen, wo Falke seine opulent bedruckten Kniesocken aus feinsten ägyptischer Baumwolle fertigt. Sie kosten ein kleines Vermögen, doch ist jeder Kommentar ein solches Investment wert.

Falke „Gentlemen's Lab Nr. 4“



# RITTER UND KNAPPE



Die neue Männermode bemüht sich um Stärke. Aber mit den ganz alten Vorbildern hält sie nicht mit. Die Ritter von heute sehen fast so aus wie die Knappen von damals.



Nietenbesetzte Lederjacke, ärmelloses cremefarbenes Netzshirt, schwarze Skinny Jeans von Saint Laurent par Hedi Slimane; schwarzes Satin-Tanktop von Dior Homme



Blauer Mantel, reversibel mit kariertem Muster, von Louis Vuitton; hellblaues Anzughemd von Ermenegildo Zegna Couture; marineblaue Bundfaltenhose von Valentino

# RITTER UND KNAPPE



Weißer Einreiter mit einem Knopf, orangefarbene Weste mit Druckknöpfen von Jil Sander; ärmelloses Scoopneck-Tank aus Maille von Gucci

# RITTER UND KNAPPE



Gelber Regenmantel mit Kapuze von Burberry Prorsum; Hawaii-Hemd mit Blumenprint von Prada; beigefarbene Reiterhose mit Lederapplikationen von Gucci



Nachtblaue Kastenjacke mit Lederärmeln von Valentino; hellgrau gemustertes ärmelloses Hemd von Saint Laurent par Hedi Slimane; schwarze Skinny Jeans von Saint Laurent par Hedi Slimane



Nadelstreifen-Blazer in Bordeaux von Prada, Lederblouson in Preußisch Blau von Hermès; schwarzes Satin-Tanktop von Dior Homme; Blumen-Camouflage-Hose mit breiten Bündchen von Dries van Noten

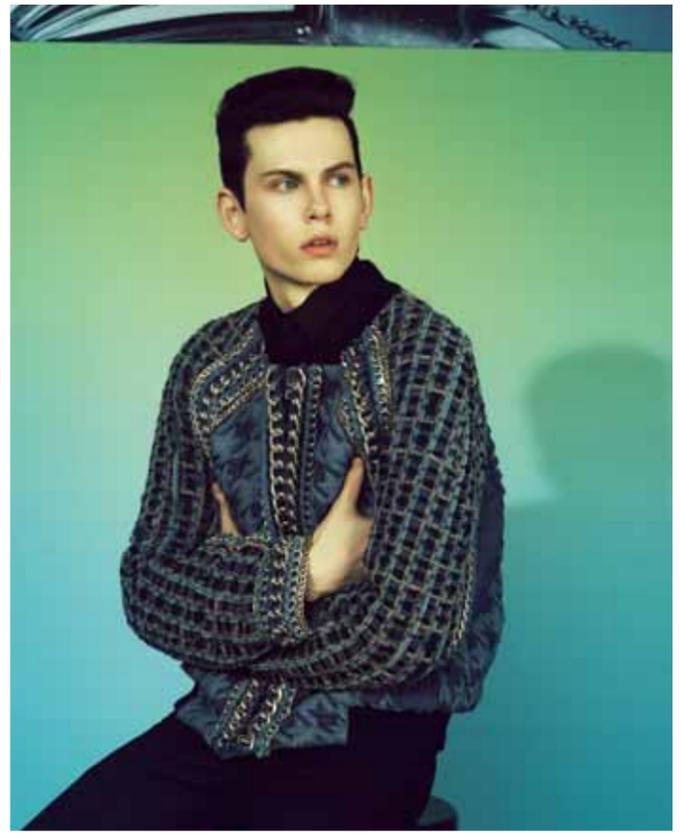
# RITTER UND KNAPPE



Seidenmantel mit Blumenmuster und gemustertes Hemd mit Samtapplikation von Dries van Noten; schwarze Nadelstreifenhose von Ermenegildo Zegna Couture; schwarze Canvas-Sneaker von Prada



Matlassée-Mantel mit paspelierten Raglanärmeln von Damir Doma; Hemd aus Spitze von Versace; Glattleder-Mokassins von Z Zegna



Denim-Blouson mit eingeflochtenen Ketten und Fransen-Tweed von Balmain; schwarzes Hemd von Haltbar; dunkelblau gemustertes Ziertuch aus Seide von Hermès; schwarze Skinny Jeans von Calvin Klein

# RITTER UND KNAPPE

Fotograf: Markus Jans  
Styling: Katharina Baresel-Bofinger  
Models: Jack W. (Tomorrow Is Another Day),  
Lenz von Johnston (Spin Model Management)  
Haare und Make-up: Tan Vuong  
Stylingassistentz: Celina Plag  
Fotoassistentz: Julia von der Heide, Lennard Rühle  
Fotografiert am 23. Februar 2014 in Berlin



Futuristische Kapuzenjacke, hochgeschlossenes Hemd, wattierter Schößchen-Rock, Bermuda-Shorts und Leggings im bunten Technik-Print von Givenchy by Riccardo Tisci

CLAUDIA BRÖLL

## Der Südafrikaner darf noch ein Mann sein

Südafrikanische Männer sind keine Freunde vieler Worte. „All right, Boet“ (Bruder), „that's it“, „no way“: Das reicht, um die wichtigsten Dinge des Lebens zu regeln. Wer jemals Handwerker im Haus hatte, weiß davon ein Lied zu singen. Womöglich sind wegen dieser Wortkargheit in südafrikanischen Cafés erstaunlich viele Tische nur mit Frauen besetzt. Männer schlagen in diesem Land lieber auf dem Golfplatz gemeinsam ein paar Bälle oder sinnieren am Braai (Holzkohlegrill) über Rugby, Cricket und über die eigenen Heldentaten, also Ultramarathons, Wettschwimmen im eisigen Atlantik oder halbschwerer Abenteuer auf dem Mountain-Bike. Je härter, umso besser.

Klischees über Männer ähneln sich auf der ganzen Welt. Nicht umsonst hat ein Theaterstück wie „Caveman“ international für Furore gesorgt. Das Besondere an der Südspitze Afrikas: Die Klischees bewahren sich dauernd.

Zum Test haben wir eine schnelle Umfrage unter Müttern auf dem Parkplatz einer Kapstädter Schule gemacht. Auf die Frage nach dem südafrikanischen Mann antworten sie: Er ist sportversessen, begeistert sich für bullige Autos und hält sich für einen Vegetarier, wenn er eine Zeitlang nur Hühnchen isst. „Das sind bestimmt nicht die Typen, die Angst vor Spinnen haben“, sagt die Frau eines Hobbyjägers und Mutter von drei Kindern.

Südafrika hat im Hinblick auf die Gleichberechtigung eine der fortschrittlichsten Verfassungen der Welt. 42 Prozent der Parlamentarier sind Frauen, mehr als im Bundestag. Die Frauenministerin feilt gerade an einem Gesetz, nach dem jeder zweite Management-Posten mit einer Frau besetzt werden muss. Schon jetzt sind hier mehr weibliche Aufsichtsräte zu finden als in vielen anderen Ländern.

Trotzdem halten sich Macho-Kultur und traditionelle Rollenmuster hartnäckig. Da verteidigt die Regierungspartei einen Gesetzesentwurf, der Frauen faktisch aus traditionellen afrikanischen Gerichten ver-

bannt. Da darf der mit vier Frauen verheiratete Staatspräsident Jacob Zuma sexistische Kommentare von sich geben. Zwar regen sich die Medien darüber auf. Zumas Karriere aber schaden sie genauso wenig wie Seitensprünge und ein Vergewaltigungsvorwurf.

Der Männlichkeitskult hat auch eine düstere Seite. Südafrika kämpft mit chronisch hoher Kriminalität. Nach einer Umfrage aus dem Jahr 2009 soll jeder vierte Mann schon einmal eine Frau vergewaltigt haben. Wie der Fall Oscar Pistorius gezeigt hat, beschränkt sich die Gewaltbereitschaft nicht auf unterprivilegierte Schichten in den Armenvierteln.

Teils mag es an der Geschichte des Landes liegen. Unter den ersten weißen Einwanderern, die sich einst nach Afrika vorwagten, dürften zart besaitete Charaktere in der Minderheit gewesen sein. In der schwarzen Bevölkerung werden bis heute Männer wie Shaka Zulu verehrt, der wegen seiner Brutalität gefürchtete Zulu-Kämpfer. Aber auch die Apartheid hat Spuren hinterlassen. Die Erniedrigung der schwarzen Mehrheit hatte System. Wegen der Verbannung in „Homelands“ wurden Familien auseinandergerissen, Hunderttausende Männer mussten sich als Wanderarbeiter verdingen. Nur ein Drittel der Kinder wächst in Haushalten mit beiden Elternteilen auf. „Es fehlt an positiven männlichen Vorbildern“, sagt Rachel Jewkes, Wissenschaftlerin am South African Medical Research Council.

Das Ideal des „tough guy“ wird bewusst gepflegt. So wird in den renommierten Privatschulen für Jungen der Sport großgeschrieben. Wer sich auf dem Rugbyfeld balgen kann, schafft den Abschluss auch ohne Literaturkenntnisse. Männlichkeitsrituale und Mutproben sind keine Seltenheit. Also werden die Sprösslinge schon im Kindergartenalter gestählt. Bestehen ist alles in dieser Welt aus Testosteron.

Claudia Bröll berichtet seit sechs Jahren für diese Zeitung über die Wirtschaft Südafrikas. Sie ist mit einem Südafrikaner verheiratet.



# ALLEIN UNTER FRAUEN

Sind die eigentlich alle so? Und überall? Wir haben Korrespondentinnen und Mitarbeiterinnen in aller Welt gefragt, wie die Männer in ihrem Land ticken.





PETRA KOLONKO

## In China schufteten die Männer, um heiratsfähig zu werden

„Eigentlich tun mir die Männer in meiner Altersgruppe leid“, sagt die 29 Jahre alte Nina Wang aus Peking. „Sie stehen so stark unter Druck.“ Dass die Männer in China, die einen Hang zum Macho und zur Selbstüberschätzung haben, jetzt auch mal von Frauen bemitleidet werden, ist ein Resultat des harten Konkurrenzkampfs im Turbo-Kapitalismus des aufstrebenden asiatischen Landes.

Hier ist es für junge Männer schwierig, einen Partner fürs Leben zu finden. Das liegt nicht nur an der Ein-Kind-Politik, die China einen Mangel an Frauen beschert hat. Rein statistisch fehlen mehr als 13 Millionen Frauen, weil wegen der Vorliebe für Söhne selektive Abtreibungen verbreitet sind. Das ist vor allem in ländlichen Regionen zu einem Problem geworden. Dort gibt es zu wenig Frauen. Und die wenigen wollen nicht mehr in eine bäuerliche Familie einheiraten; sie ziehen Männer vor, die in den Städten arbeiten.

Aber auch in den Städten steht bei der Partnerwahl die Liebe an zweiter Stelle. „Ich weine lieber in einem BMW, als dass ich auf einem Fahrrad lache“, sagte eine Bewerberin in einer Single-Show des chinesischen Fernsehens. Zu allererst schauen sich die Frauen bei der Suche die finanzielle und berufliche Lage des Mannes an. Nach einer Umfrage sind für 70 Prozent

der chinesischen Frauen finanzielle Erwägungen ausschlaggebend bei der Wahl eines Ehepartners.

So können Chinas Männer bei Frauen im heiratsfähigen Alter nur landen, wenn es auf drei Fragen eine positive Antwort gibt. Hat er eine Eigentumswohnung in einer großen Stadt? Hat er ein Auto? Hat er ein anständiges Gehalt mit einer sicheren Stellung? Denn das hat sich aus der alten chinesischen Tradition auch nach Jahrzehnten des Sozialismus erhalten: Der Mann muss der Hauptnährer der Familie oder zumindest des Ehepaares sein.

Um sich aber ein Auto und eine Eigentumswohnung in einer chinesischen Großstadt leisten zu können, muss man gut verdienen oder Eltern haben, die einem unter die Arme greifen. Die Preise für Wohnungen sind in den vergangenen Jahren immens gestiegen. Eine Eigentumswohnung in Peking kostet zwischen 15 und 20 Jahreseinkommen eines städtischen Mittelklässlers. Und auch das schicke Auto, bevorzugt Importmarken aus Deutschland, gibt es nicht umsonst.

Viele junge Männer schufteten in Zweit-Jobs nach Feierabend, um sich ein weiteres Einkommen zu sichern, damit sie heiratsfähig werden. Zumindest die Anzahlung für eine Wohnung muss vor dem 30. Geburtstag, den chinesische Eltern als eine

Art Schallmauer für eine Verheiratung ansehen, geleistet sein.

Im Anklang an eine Werbekampagne für erschwingliche Eigentumswohnungen, die als „Sparmodell“ auf den Markt kamen, hat sich schnell der Begriff „Sparmodell“ für Chinas neue junge Männer durchgesetzt. Der Mann der Sorte Sparmodell sieht nur mittelmäßig aus und verspricht mittleres Einkommen und mittlere Aussichten. Dafür arbeitet er hart und verkörpert Zuverlässigkeit. Das hebt ihn vom früher beliebten „Diamanten-Mann“ ab, der reich und flott war, aber für Affären und extravaganten Lebensstil bekannt.

Weil der Mann des Sparmodells aber mit dem Geldverdienen beschäftigt ist, hat er keine Gelegenheit, Frauen kennenzulernen. Da muss die Partnervermittlung im Internet helfen. Das Sparmodell zahlt umgerechnet 500 Euro für den Beitritt zum Vermittlungsportal Bai He, Erfolg garantiert. Dort weiß man auch, welche Kriterien die meisten Männer bei der Frauensuche haben. Sie sollen hübsch sein und nicht größer als der Mann. Auch sollen sie eine gute Erziehung genossen haben. Aber erfolgreicher als der Mann sollten sie bitteschön nicht sein.

Petra Kolonko ist – mit Zwischenstationen in Frankfurt und Tokio – seit 1989 politische Korrespondentin dieser Zeitung in Peking.

CHRISTIANE HEIL

## Cowboys sind in Amerika kaum noch zu finden

Der amerikanische Mann, weiß frau, treibt jeden Tag 25 Minuten Sport, sitzt drei Stunden vor dem Fernseher und trägt – lieber Baumwollslips als Boxershorts. Zu seinen Traumfrauen zählen Rihanna, Katy Perry und Johnny Depps Verlobte Amber Heard. Im Kino oder auf dem Flatscreen zu Hause bevorzugt er dagegen ältere Geschlechtsgenossen wie Clint Eastwoods „Dirty Harry“, Marlon Brandos „Der Pate“ oder auch Al Pacinos „Scarface“. Da er mit einem Universitätsabschluss durchschnittlich etwa 68.000 Dollar im Jahr verdient, reist er auch gern. Vor allem nach Las Vegas, um dem Glücksspiel und dem Alkohol zu fröhnen. Oder nach Costa Rica, wo er gerne sportfischt, taucht oder klettert. So far, so good.

Aber wie sieht er eigentlich aus, der „All American Male“? Bei der Feldbeobachtung an der Strandpromenade in Santa Monica fällt sofort der Typ Bodybuilder/Surfer ins Auge, der an der südkalifornischen Pazifikküste schon wetterbedingt weit verbreitet ist. Kommt braungebrannt mit Bizeps, rasierter Brust und gezupften Brauen auf Rollerblades oder Rennrad daher. Und hat trotz des Tempos noch Zeit, die Bikinis und Spaghetti-Tops weiblicher Strandgänger zu taxieren.

„Amerikanische Männer interessieren nur zwei Dinge: Geld und Brüste. Sie

haben eine eher beschränkte Perspektive“, klagte bereits der österreichische Hollywood-Star Hedy Lamarr vor mehr als 70 Jahren.

Die als „Suits“ bespötelten Anzugträger, die gegen Mittag aus klimatisierten Büros für ein schnelles Sandwich an die Promenade kommen, nehmen dagegen selbst die Naturschönheiten kaum wahr. Vertieft ins Gespräch mit den Kollegen oder mit dem Smartphone beschäftigt, wandern sie ein paar hundert Meter bis zur nächsten Fußgängerbrücke, um den Schreibtisch in einem der Bürotürme jenseits des Pacific Coast Highway nicht lange allein zu lassen.

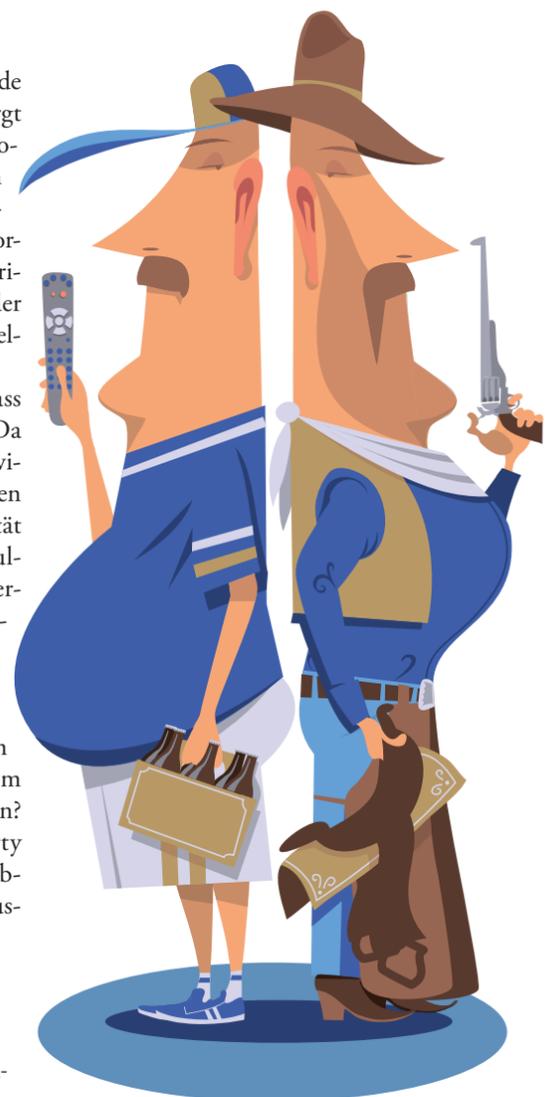
Wo, fragt sich frau, ist der Cowboy geblieben? Der mystifizierte Ideal-Amerikaner als fleischgewordene Männlichkeit mit der sexy-schlaksigen Figur eines John Wayne oder Gary Cooper? Vielleicht versteckt er sich unter dem Karohemd, das gerade vom Parkplatz auf die Promenade einbiegt? Auch hier Fehlanzeige. Beim Näherkommen fällt an der Stelle, an der Westernheld Cooper den Sixpack hatte, ein fast-foodgewölbter Bauch auf. Und bei der Konversation mit dem Headset sind Satzketzen wie „Sitzenlassen“ und „Therapie“ zu hören. „High Noon“ sah anders aus.

Auch wenn die Vereinigten Staaten mit Werten wie Wettbewerbsorientierung und materiellem Erfolg nach dem Maskulini-

tätsindex des Soziologen Geert Hofstede im oberen Mittelfeld angesiedelt sind, sorgt sich die Wissenschaft längst um den metrosexuellen Nachfahren des Cowboys. An eigens eingerichteten Universitätsfachbereichen für „Men's Studies“ versuchen Forscher seit den achtziger Jahren, den amerikanischen Mann nach dem Wandel der Geschlechterrollen vom Ideal traditioneller Maskulinität zu befreien.

„Viele haben noch nicht begriffen, dass Männlichkeit heute anders aussieht. Da Frauen in Ausbildung und Beruf inzwischen Konkurrenten darstellen, bleibt den Männern zum Beweis ihrer Maskulinität nur die körperliche Stärke“, sagt der Kulturtheoretiker Jackson Katz. Die hypermaskulinen Posen des Gangsta-Rap, früher ein Phänomen schwarzer Innenstädte, haben nicht nur auf den einst braven Popstar Justin Bieber abgefärbt, sondern auch auf seine Altersgenossen in den weißen Vororten. Muss frau sich jetzt um den „All American Male“ Sorgen machen? Eigentlich nur, wenn sie nicht gern „Dirty Harry“ sieht, enthaarte Männerhaut abstoßend findet und bei Rap das Radio ausschaltet.

Christiane Heil, die einige Jahre Redakteurin dieser Zeitung in Frankfurt war, lebt seit fast 20 Jahren in Los Angeles. Sie schreibt am liebsten über Hollywood und weitere amerikanische Eigentümlichkeiten.



MICHAELA WIEGEL

## Auf die Familie lässt der Franzose nichts kommen

Mann und Mensch – in der französischen Sprache sind sie eins. Mit dem Selbstverständnis des „l'homme“, der die Menschheit verkörpert, konnte Mann in Frankreich lange gut leben. Kriege und Umbrüche ließen das Virilitätsideal des Franzosen fast unberührt. In keinem französischen Erziehungsratgeber werden Kinderzimmer zu antimilitaristischen Zonen erklärt. Die Buben schießen unbekümmert mit Plastikknarren und Wasserpistolen, und Maman findet nichts dabei. Später ziehen sie mit echten Gewehren durch den Wald: Die Jagd bleibt der bedeutendste Volkssport. Und am 14. Juli, dem Nationalfeiertag, starren sie am Bildschirm auf Panzer und Kampfflieger, die blau-weiß-rote Streifen in den Himmel spucken.

Patriotismus und Kampfgeist bleiben angesehene Werte in Frankreich, dessen Soldaten gerade an zwei Krisenschauplätzen in Afrika ausgeschwärmt sind. Da irritiert es niemanden, dass inzwischen viele Frauen bei der Militärparade auf den Champs-Élysées defilieren. Nein, die Männer fühlen sich geradezu bestätigt, dass sie ihr Tapferkeits- und Kampfidéal fortan mit dem Rest der (französischen) Menschheit teilen. Die adrett geschminkte Kampfpilotin mit Modellfigur steht für die Emanzipation à la française.

Die Wellen des Feminismus haben die Geschlechterunterschiede nicht überspült. „Sei ein Mann“ bleibt ein Spruch, der auf Spielplätzen noch immer zu vernehmen ist, wenn ein Junge heult. „Sois un homme!“, schreibt Elisabeth Badinter in ihrem Klassiker „XY – Die Identität des Mannes“, lasse aber auch die Schlussfolgerung zu, dass ein Mann nicht „ist“, sondern es erst „werden“ muss, anders als das zur Frau vorbestimmte Mädchen, dem niemand „sei eine Frau“ gebietet. Das aber soll sich ändern, hat sich zumindest die Linksregierung vorgenommen. Nach dem Siegeszug von Justizministerin Christiane Taubira für die „Ehe für alle“ hat Frauenministerin Najat Vallaud-Belkacem den traditionellen Rollenvorstellungen den Kampf angesagt – und wilden Protest gerntet. Denn auf die Familie mit klaren Geschlechterunterschieden lassen die Männer in Frankreich nichts kommen. Im europäischen Vergleich zählen sie zu den zeugungsfreudigsten Vertretern ihres Geschlechts und haben Frankreich eine konstant hohe Geburtenrate um 2,0 beschert. Gerade hat eine Umfrage ergeben, dass für mehr als die Hälfte der französischen Männer die Familie mit drei oder vier Kindern ein Ideal bleibt. Das mag auch daran liegen, dass Elternschaft für den Franzosen keine sakrale Aufgabe ist. Er schuldet dem Kind nicht all seine Zeit und seinen Schlaf. Permanente Nähe, Alltag ohne Ein-

schränkung – über solche Ratschläge kann er nur lachen. Er lässt Kinder nicht im Ehebett übernachten, das den Eltern vorbehalten bleibt, und er glaubt auch nicht, dass Stillen bis zur Einschulung dem Kindeswohl mehr nützt als eine entspannte Mutter. Vater Staat bleibt sein Verbündeter: Mit einem gut entwickelten Krippensystem und der gebührenfreien ganztägigen „école maternelle“ vom dritten Lebensjahr an kann der Franzose die Vereinbarkeit von Beruf und Familie loben und den Traum von der Großfamilie ausleben. Ihm ist schwer nachvollziehbar, warum die Deutschen „das Projekt Kind“ mit perfektionistischen Ansprüchen überfrachten. Keine Antibiotika bei der Mittelohrentzündung, Stoffwindeln statt Pampers und selbstgekochten Brei statt Fertignahrung aus dem Gläschen? Muss das wirklich immer sein?

Ein Franzose musste einmal laut lachen, als er in einem Berliner Akademikerhaushalt (mit Söhnen) zur Toilette ging. Da hing ein Schild mit der Anweisung: „Bitte im Sitzen pinkeln!“ In Pariser Altbauwohnungen hingegen wird geschmunzelt, wenn die kleinen Franzosen heimlich ins Bidet urinieren: „tout va bien!“

Michaela Wiegel ist politische Korrespondentin dieser Zeitung in Paris.



## ALLEIN UNTER FRAUEN



ANKE RICHTER

## Man muss ihn einfach lieben, den einsilbigen Neuseeländer

Wie die Kiwis so sind? Was das Bett angeht, muss ich passen. Meine neuen Landsleute kann ich dennoch aus nächster Nähe beurteilen – und mich nicht beklagen. Ich lebe in einer machofreien Zone. Herrlich. Gleichzeitig vermisse ich wie die meisten Europäerinnen hier auf der Südhalbkugel den geistreichen Flirt. Intellektuelles oder erotisierendes Geplänkel zählt nicht zu den Stärken der männlichen Spezies „down under“. 50.000 Exemplare zwischen 25 und 49 Jahren fehlen nämlich: Neuseeland hat einen Frauenüberschuss. Da muss Mann sich weniger anstrengen.

Oder liegt es daran, dass ich von zu vielen SNAGs umgeben bin? Ein „Sensitive New Age Guy“ tickt so feministisch, ökologisch, bescheiden und freundlich wie sein kleines, friedliches und unbedeutendes Land. Er ist aber farblos und wird nie ein TKB („Typical Kiwi Bloke“). Gegen Rugby-Stars wie Richie McCaw oder Dan Carter hat der SNAG keine Chance.

Wer weder Maori noch Sporttalent ist, kann als Vorzeigemann punkten, wenn er etwas bastelt, das brummt und rast. So wie Motorrad-Tüftler John Britten oder Burt Munro, filmisch legendär seit „The World's Fastest Indian“. Er darf auch segeln, so wie Sir Peter Blake, der den America's Cup holte und von Piraten erschossen wurde. Der verwegenste aller Kiwi-Kerle war Volksheld Edmund Hillary. Er züchtete Bienen und erklimm

nebenbei als erster den Mount Everest. Danach blieb er immer schön auf dem Boden. Neuseeländischer geht's nicht.

Aus Goldgräbern, Waljägern, Stammeskriegern und Pionieren sind Farmer geworden. Der TKB ist daher so archetypisch für die zwei Inseln am Rande der Südsee wie das Schaf. Denn auch die Extremversion des TKB, der „Southern Man“, ist geprägt von der einsamen und rauhen Südinsel und entsprechend drahtig, zäh und wortkarg. Er ist das Gegenstück zum Großstädter, dem Jafa („Just Another Fucking Aucklander“), der schon deshalb suspekt ist, weil er keine Gummistiefel trägt. Denn die gehören, wie Anhänger und Motorsäge, zur Grundausstattung des TKB. Stiefel vertragen sich gut mit der bäuerlichen Herkunft und dem rundum gummierten Sommerurlaub auf dem Campingplatz, dessen Ziel darin besteht, es länger als die Zeltneighbarn in Schlamm und Regen auszuhalten. Ein TKB reist nie bei schlechtem Wetter ab: Man könnte ihn für ein Weichei halten.

Ein TKB muss aber niemandem etwas beweisen. Er ist bescheiden und genügsam, stellt sein Licht gern unter den Scheffel, gibt nie mit seinen durchaus vorhandenen geistigen Fähigkeiten an und hasst vor allem Leute, die über Bücher reden statt über Rugby und die ihre Beziehung in mehr als drei Grunzlauten umreißen. Solche Wichtigtuere sollten „nach drüben“

gehen, also nach Australien. Ein TKB ist nicht aus Zucker. Zwischen Winter und Spätherbst trägt er niemals Socken, Schuhe auch ungerne. Ein TKB lebt im Freien, grillt, nimmt Fische aus und schießt auf Possums. Natur ist etwas, das er vor allem abholt oder erlegt. Nie würde er vegetarische Wurst essen oder Sonnenschutzmittel auftragen. Für ihn ist es schwul, sich Sachen anzuziehen, die nicht Surfshorts oder ein verwaschenes T-Shirt mit Biermarkenaufdruck sind. Künstlerische Ambitionen drücken sich nur in Tätowierungen auf Brust und Armen aus. Man lernt einen TKB bei einem Erdbeben schätzen, auf einem sinkenden Schiff oder bei Stromausfall. Er repariert das Auto mit ein bisschen Draht, kann jedes Boot starten und aus Wellblech Dächer, Plumpsklos, Zäune zaubern. All das stellt der TKB im „shed“ her, seinem Schuppen, der oft zur „man cave“ wird, wo die Kumpel Bier brauen. Wenn der TKB ungezügelt Leidenschaft spürt, dann baut er an den Schuppen ein „lean-to“, das „angelehnte Teil“.

Man muss ihn lieben, wie er ist – hart wie Wellblech, einsilbig, gutherzig und sonnenverbrannt. Möge er nie aussterben und immer ein Stück Draht parat haben.

Anke Richter lebt seit zehn Jahren mit Mann und zwei Söhnen in Christchurch. Die Autorin („Was scheren mich die Schafe“) gehört zum freien Korrespondentennetzwerk der Weltreporter und schreibt auch für diese Zeitung.



KERSTIN HOLM

## Die Russen bereichern das Leben mit produktiven Missverständnissen

Leo Tolstoi formulierte eine Einsicht, die ich jeden Tag unterschreiben könnte: Das Wertvollste im Leben seien die produktiven Missverständnisse. Denn tatsächlich hat mir das Wichtigste die Kultur Russlands beigebracht, die sich ihrer Unverständlichkeit rühmt, und dort vor allem, da Frauen einander immer irgendwie verstehen, seine impulsiven, alogischen, ungerichten Männer.

Insbesondere jener junge Kerl vom Dorf, der sich wie so viele als Wachbediensteter in Moskau verdingte, nachdem sein Obsthandelsunternehmen daheim Schutzgelderpressern zum Opfer gefallen war und er nicht wie frühere Kollegen zur Miliz oder zur Mafia wechseln wollte. Als ich mit ihm in Operaufführungen und Ausstellungen ging, fragte er, da seine Mutter als Postlerin eher schlecht als recht über die Runden kam, warum das „Geld des Volkes“ für diese Dinge ausgegeben werde. Worauf ich antwortete, Kunst sei für jedes Volk lebensnotwendig, weil sie der menschlichen, zumal tragischen Erfahrung erst Sinn verleihe. Die Frage aber stellt sich mir seither täglich neu.

Der Naturbursche wurde bald ein glühender Wagner-Fan, er begeisterte sich mit mir für sowjetische Kriegs- und Revolutionslieder, aber auch für mediterrane oder nordische Kochrezepte, die ich ihm beibrachte. Ihm übermittelte das alles ungeheuer reiche Botschaften. So erklärte er mir, in Wagners Musik erklinge die übermächtige Natur selbst, die sich ständig in Transformation befinde, außerdem der

wahre Heroismus. Als ich zurückfragte, ob er bei Wagner nicht eher Untergangssahnungen höre, erwiderte er: Ja, aber darin liege ja der echte Heroismus, was aber von der russischen Musik verschwiegen werde.

Als Beispiel führte er den beliebten Marsch „Abschied der Slawin“ an, in dem die leichte Wehmut der Mollmelodie dem spritzigen Gesamtduktus untergeordnet bleibt. Oder das berühmte Weltkriegslied „Steh auf, riesiges Land“, das einen buchstäblich aus dem Sessel ziehe und die Menschenwellen, mittels derer die Rote Armee dann tatsächlich Deutschland eroberte, musikalisch schon abbilde – nicht aber, wie es dem Soldaten dabei ergehe.

Der Dörfner begeistert sich für die deutsche Wurst-, Kohl- und Kartoffel-Küche als einem urigen Höhepunkt der verwandten germanisch-slawischen Kochkunst. Zugleich bewundert er französischen Edelschimmelkäse, dessen Aroma ihn in die Kindheit zurückversetzt, als er zum Angeln mit Papa Würmer aus Tierkadavern pulen musste. Wie saturiert müsse eine Gesellschaft sein, staunte er, um derartige Düfte genießen und mit ihnen experimentieren zu können! Ihn beeindruckt die Reife italienischer oder spanischer Schinkensorten, die ihm von einer friedensgewissen Kultur erzählen, die Lebensmittel nicht verstecken muss. Im Duft des spanischen Jamón erschnuppert er aber auch noch die Todesangst des Tieres.

Die Freundschaft war sehr „russisch“, zugleich symbiotisch und explosiv. Der Unterschied in Alter, Bildung, Status machte

mich zur Verkörperung meiner deutschen Heimat, die je nach politischer Wetterlage als Russlands treuester Freund oder auch als Geißel der Menschheit dastehen konnte. Manchmal war ich die führende Kultur-Expertin jener Nation, mit der Russland immer am fruchtbarsten und vertrauensvollsten zusammenarbeitete und die selbst im Zweiten Weltkrieg dem Gegner Lektionen in Waffentechnik und Soldatenausrüstung erteilte. Manchmal aber, wenn ich nach seinen Plänen fragte oder wenn die russische Universalmedizin im Einsatz war, dann war ich eine Agentin jenes Volkes, das immer alle unterjochen will und es nicht schafft und aus Rache dafür Handtaschen aus Menschenhaut fertigt. Wenn er das Gespräch nicht ganz verweigerte, hieß ich dann „Frau Ribbentrop“.

Russland, wo es schwer ist zusammenzuleben, aber fast unmöglich, sich zu trennen, hat mich gelehrt, dass man nicht nur seine Vergangenheit, sondern überhaupt nie etwas los wird. Dass die Ferne zwischen zwei Menschen ihr Verhältnis umso reicher und „welthaltiger“ machen kann. Und dass eine Kultur, die keines ihrer Probleme zu erledigen vermag, viel kaputt macht, dafür auch menschliche Fähigkeiten stimuliert, die in Rechtsräumen verkümmern. Weshalb ich mir ein emotional vollwertiges Leben trotz allem nur dort vorstellen kann.

Kerstin Holm war von 1991 bis 2013 Korrespondentin des Feuilletons in Moskau. Heute beobachtet sie die deutsche und russische Kultur vornehmlich von Frankfurt aus.



# MANNENS



## DIE ZWANZIGER JAHRE PAUL VON HINDENBURG

Gleich zu Beginn muss dem Missverständnis vorgebeugt werden, bei den „Mansbildern“ gehe es lediglich um Geschmacksfragen. Gerade Frauen, die auf diesen Seiten eine Art „Bachelor“ im Historienkostüm erwarten, seien schon vorab auf die politische Dimension unserer „Mansbilder“ hingewiesen. Schließlich waren es – demoskopisch betrachtet – vor allem sie, die sich in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts in Scharen Männern in die Arme geworfen haben, und sei es nur in Form ihrer Wählerstimmen. Männern, deren Lebensleistung nicht zuletzt darin

bestand, Millionen Opfer zu hinterlassen. Mit adretten Äußerlichkeiten alleine ist die Anziehungskraft solcher Typen nicht erklärt. Nein, um Paul von Hindenburg, den Helden beziehungsweise den Schlächter von Tannenberg, attraktiv zu finden, muss man wohl erst ein paar Rübenwinter hinter sich gebracht haben. Erst dann erschließt sich vermutlich der Reiz der Helme, Orden, Abzeichen und Kordeln, dieses ganzen Tands einer untergegangenen Maskulinität, mit denen der Greis, der später zum Reichspräsidenten gewählt wurde, überreich behängt ist.

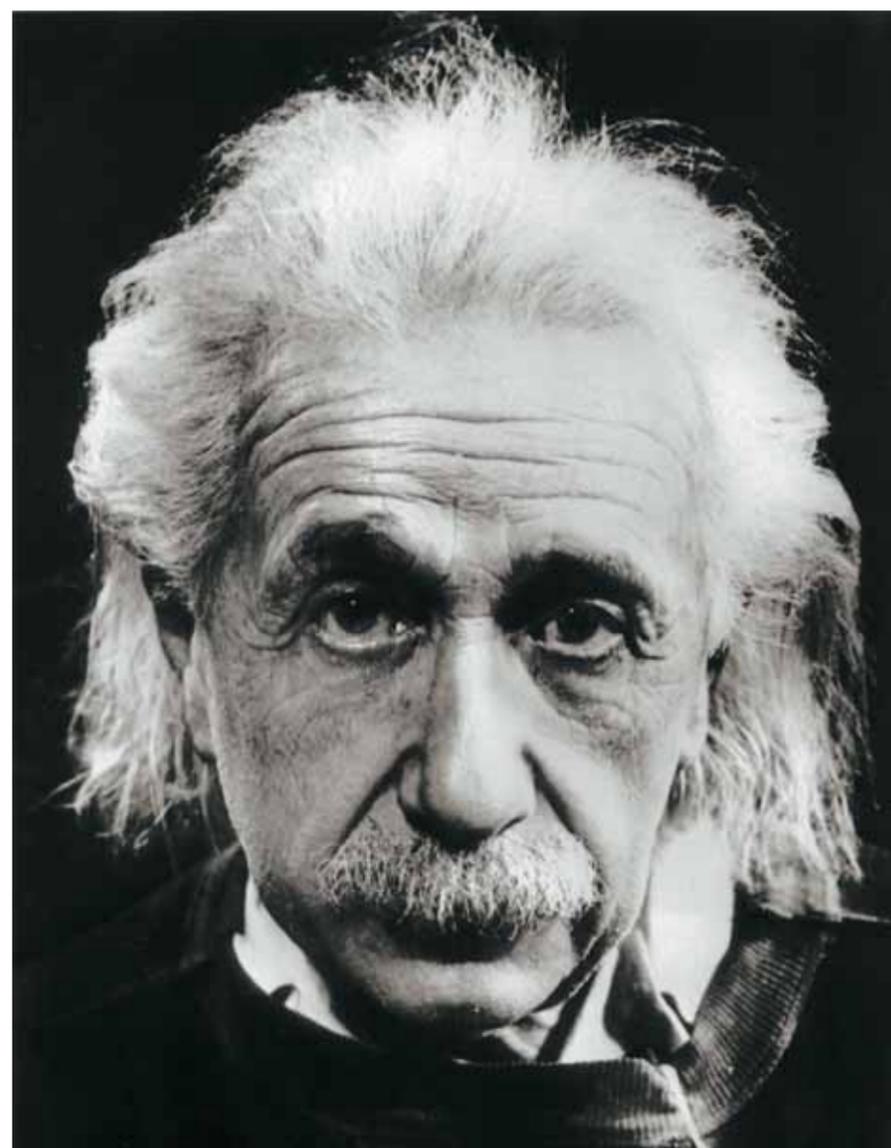
Herbert Grönemeyer hat vermutlich recht: „Männer sind auch Menschen.“ Doch wann ist ein Mann ein Mann? Die Frage lässt sich nicht leicht beantworten. Das zeigen zehn Beispiele aus zehn Jahrzehnten. Sie alle wurden von ihrer Zeit geprägt. Und prägten sie.

*Von Justus Bender, Reinhard Bingener und Matthias Wyssuwa*

## DIE DREISSIGER JAHRE ALBERT EINSTEIN

Den Nimbus eines „Technischen Experten 3. Klasse“ im Patentamt von Bern ist Albert Einstein sein Leben lang nicht losgeworden. Während Faschisten in den dreißiger Jahren vor allem durch Brüllorgien auffielen, sprach Einstein mit Fistelstimme über die Kraft, die in den ganz kleinen Dingen lag, den Atomen und Elektronen. Und wenn je ein Mann durch seine Unscheinbarkeit beeindruckte, dann war es Albert – „Ich habe keine besondere Begabung“ – Einstein, das Jahrhundertgenie. Dass man ihn nicht unterschätzen sollte, war spätestens klar, als das amerikanische Militär ein

Bömbchen namens „Little Boy“ nach der Grundlagenforschung des bescheidenen Meisters herstellte. Einstein hatte die Möglichkeit einer Atombombe, die sich indirekt aus seiner Relativitätstheorie ergab, gar nicht erkannt. Auch gegen andere Versuche der Vereinnahmung wehrte er sich. So bemühte sich ein Haarwuchsmittelhersteller darum, mit seinem zotteligen Konterfei zu werben. Einstein lehnte schon deshalb ab, weil er seine Haarpracht keinem Schönheitsprodukt verdankte, sondern einem viel banaleren Umstand, wie er sagte: der „Vernachlässigung“.



# SELBSTBILDER



## DIE FÜNFZIGER JAHRE HORST BUCHHOLZ

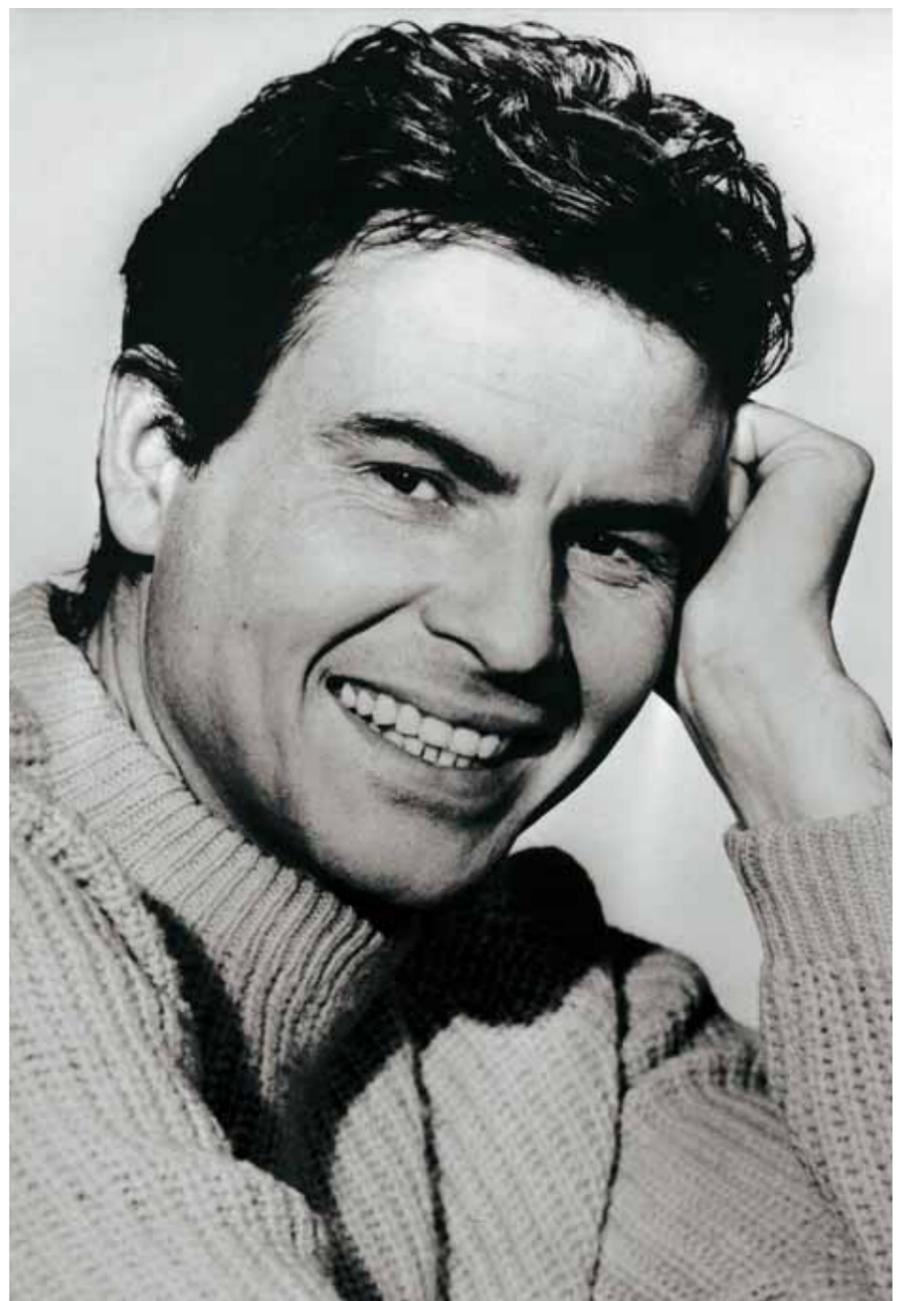
Einmal wurde der Sohn von Horst Buchholz gebeten, die Bedeutung seines Vaters einzuschätzen. Christopher Buchholz schlug die Beine übereinander, legte die Handkante an den Fußknöchel und sagte: „Leute wie Mario Adorf und Til Schweiger gehen ihm bis hier.“ Aus Deutschland habe es keinen anderen Weltstar vom Format seines Vaters gegeben – außer Romy Schneider. „Hotte“, wie ihn seine Schwester nannte, war Deutschlands Antwort auf James Dean. Und eigentlich passte das den Deutschen ganz gut in den Kram in den fünfziger Jahren, der Zeit der Selbstzwei-

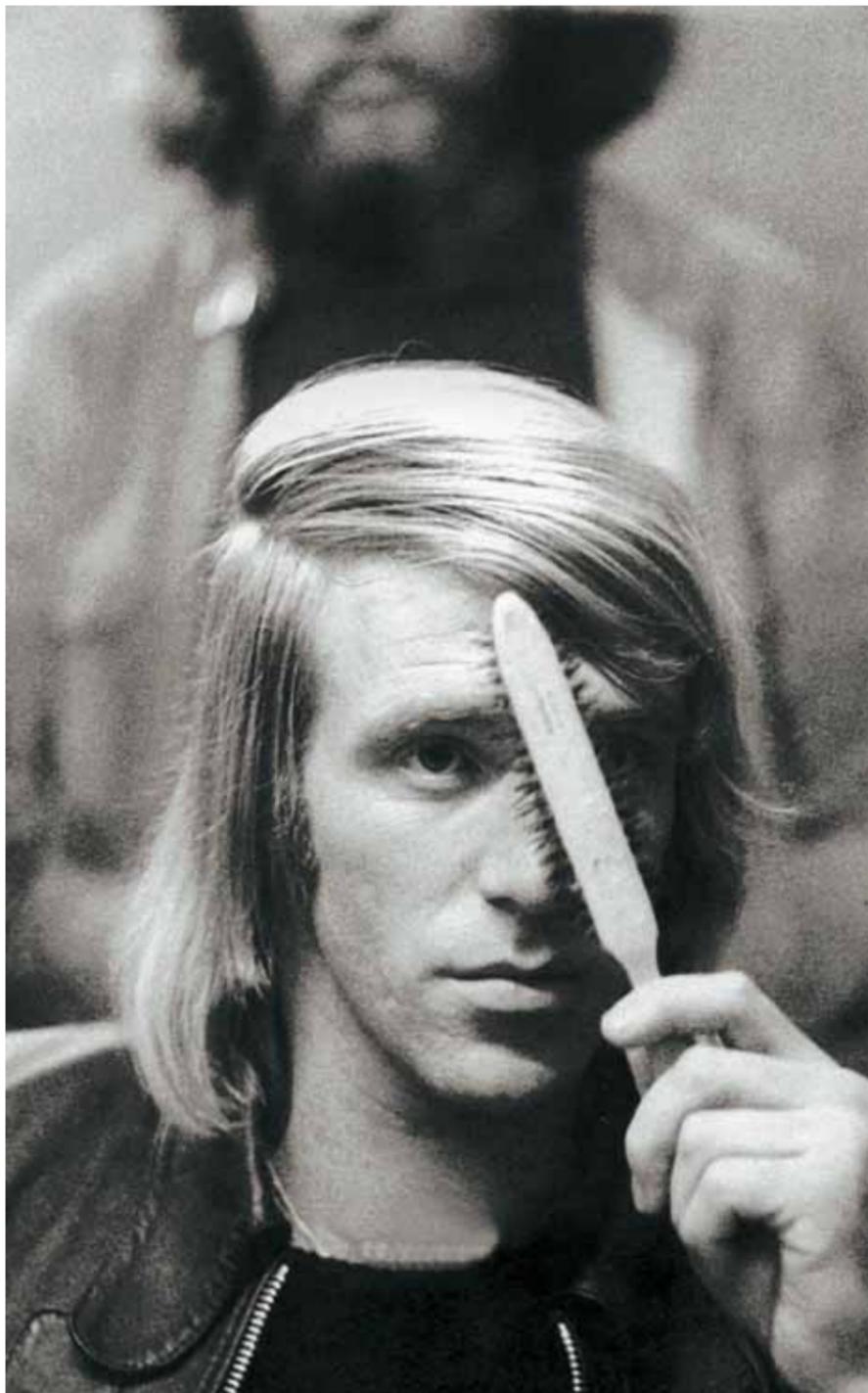
fel. Auch in Hollywood blieb Buchholz der deutsche Mann, der hemdsärmelige Halbstarke vom Prenzlauer Berg. Als ihn ein homosexueller Regisseur einmal um ein Foto in Badehose bat, sagte Buchholz: „Tell him to go fuck himself!“ Er hasse Schwule. Später sagte er, er sei bisexuell und lebe mit einem Mann zusammen. Und wenn ihn die Deutschen liebten, dann für diese himmel-schreiende Widersprüchlichkeit. Seine Frau Myriam Bru – die ihren Mann als altmodische Französin ihr Leben lang siezte – meinte: „Er war wie Gott. Er machte einfach seine eigenen Regeln.“

## DIE VIERZIGER JAHRE HANS ALBERS

Dieser Blick! Müsste man den Wahnsinn seiner Zeit nicht in Worte fassen, sondern in Augen, es wären die von Hans Albers. Wer in diese eisblauen Löcher schaut, fischt in abgründigem Gewässer. „Albers, was für ein ekelhafter Bursche“, urteilte Klaus Mann über den Schauspieler und Sänger. „Wer sich diesen Liebling erkor, erkor sich auch solchen Führer: ein traurig klarer Zusammenhang.“ In der Tat. So sehr er Distanz zum Nazi-Regime wahrte, so verkörperte er es doch. In ihm bäumt sich – bis hinein in seine Nachkriegsfilme – ein letztes Mal der „deutsche Blick“ auf. In seinen Augen brennt,

lodert und flackert er noch einmal aus den Fenstern der Geschichte. Danach ist er auf ewig verglimmt. Schauspieler, die in Kinofilmen über Minuten vor sich hin stieren, führen seitdem eine Nischenexistenz im skandinavischen Autorenkino. Auch käme niemand mehr auf die Idee, das Rohe, das Dreiste, das Mannstolle zum „Echten“ oder gar „Tiefen“ zu verklären. Das aber war seine Masche. Wenn der Sohn eines Großschlachtereibesitzers seinen Spielpartner Abend für Abend auf der Bühne verdrosch, wurde er dafür als Kerl und „Vollblutkünstler“ gefeiert.





#### DIE SECHZIGER JAHRE GÜNTER NETZER

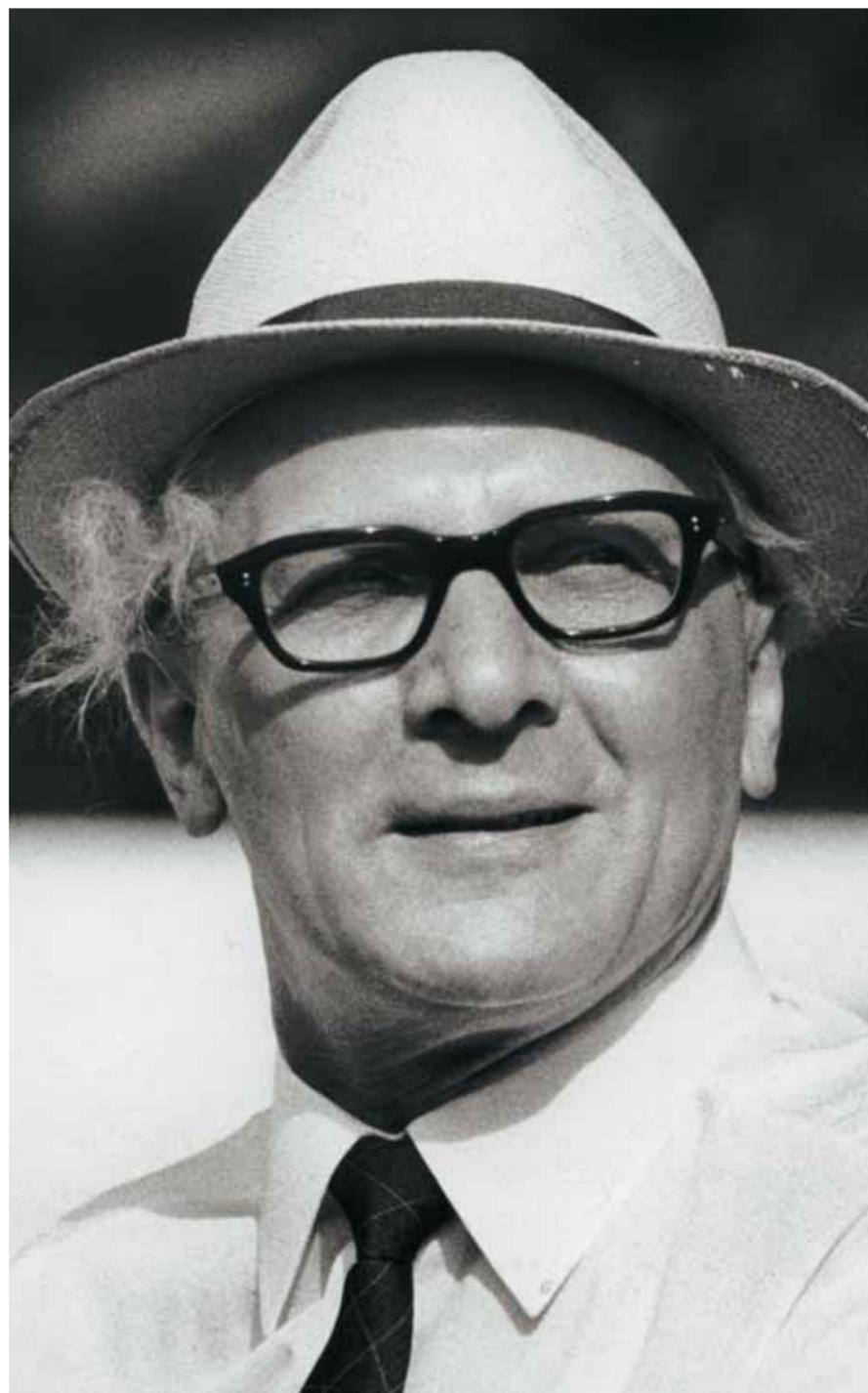
In einer Zeit, in der langhaarige Männer mit handbemalten VW-Käfern rumfahren und Kirschbowle tranken, hatte Günter Netzer das „savoir vivre“ des gehobenen Paschatums schon verinnerlicht. Netzer fuhr bereits 1966 einen silbernen Porsche 911, später einen Ferrari Dino. Rustikale Männlichkeit bewies er dann aber im Pokalendspiel Mönchengladbach gegen Köln 1973. Gladbach lag zurück, das Spiel stockte. Trainer Hennes Weisweiler bittet seinen besten Spieler, doch – wenn er so freundlich wäre – die Ersatzbank zu verlassen. Netzer, der nicht von Beginn

an spielen durfte, lehnt ab. Subtext: Weisweiler, die alte Luftpumpe, könne ihn mal kreuzweise. Es ist ein Machtkampf, der Silberrücken gegen den schillernden Mittelfeldspieler mit der Mädchenfrisur und dem Gesicht eines Bauarbeiters. Kurz vor der Verlängerung macht Netzer, was nur ein Netzer macht. Er wechselt sich selbst ein und donnert den Ball zum 2:1 ins Tor: Mönchengladbach ist Europapokalsieger. Ein Dokumentarfilmer erklärte wenig später, als Netzer gerade seinen italienischen Sportwagen parkte: „Die einen fahren eben Käfer – die anderen Ferrari.“

#### DIE SIEBZIGER JAHRE ERICH HONECKER

Macht macht sexy, heißt es. Dass das nicht stimmt, bewies Erich Honecker. Das Porträt des Generalsekretärs des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (jetzt Linkspartei) hing an so vielen Wänden in der DDR, wie wohl kein anderes. Die hohe Stirn, aus der die Haare früh geflohen waren, die dünnen Lippen, das leitplankengleiche Brillengestell, dazu die dunklen Augen in tiefen Höhlen – Honecker strahlte stets aus, was auch den Staat ausmachte, den er in den Abgrund trieb: Stolz und Tristesse. Sein Blick verriet nichts und ließ daher alles

befürchten. Wie man heute weiß: zurecht. So, aus Leninschem Geist, wächst, von Stalin geschweift, eben nicht nur die Partei, sondern auch ihr Führer. Die Omnipresenz des ersten Mannes im Staate blieb nicht ohne Folgen für die übrigen Männer im Staate. Die Einhegung aller männlichen Sprengkraft in die sachliche Langeweile des äußeren Erscheinungsbildes diente dem karrierebewussten Parteifunktionär als Orientierung beim Griff in den Kleiderschrank. Und den anderen als unerschöpfliche Quelle für Witze, die alles ein bisschen erträglicher machten.



# MANNSBILDER

# Die Verführung

27. MÄRZ | 7. APRIL

10 Tage außergewöhnliche  
Sonderpreise auf alle Neuheiten

Foto Michel Gbert. Foto unverändert. Amalika RCS Nummer B 380 143 354



Modulares Sofa aus mehreren Elementen Mah Jong mit Stoffbezug **MISSONI HOME**, Design Hans Hopfer.

**BERLIN** - stilwerk - Kantstraße 17 - Fon: 030 450 874 030. **DÜSSELDORF** - stilwerk - Grünstraße 15 - Fon: 0211 863 264 0. **HAMBURG** - stilwerk - Große Elbstraße 68 - 2. OG - Fon: 040 570 195 73 0. **MÜNCHEN I NEU RENOVIERT** - Thierschstraße 20 (Nähe Isartor) - Fon: 089 212 666 3. **MÜNCHEN II** - Von-der-Tann-Straße 2 - Fon: 089 27 37 147 00. **NEUERÖFFNUNG IN STUTTGART** - Paulinenstraße 21 - Fon: 0711 26 34 569 0. **ZÜRICH** - Neumühlequai 32-34 - Fon: + 41 44 362 31 31.

**rochebobo**  
PARIS



#### DIE ACHTZIGER JAHRE HELMUT FISCHER

Können diese Augen lügen? Nein, können sie natürlich nicht, denn bei Helmut Fischer ist auf die Unzuverlässigkeit noch Verlass gewesen. Er war der Sand, den die Bauleute verworfen haben. Der Fels, auf dem noch niemand ein Haus errichtet hat. Einer wie Fischer konnte der Damenwelt seine Treulosigkeit garantieren, zertifiziert, wenn nötig beim Notar mit Eintragung ins Grundbuch. Die Rolle des „Monaco Franze“ war Helmut Fischer von Regisseur Helmut Dietl auf den Leib geschneidert worden. Es heißt, Helmut Fischer habe sich in der Serie nur selbst spielen und

seinen Lebenswandel vor der Kamera ausstellen müssen. Ein Meisterstück war es dennoch: Niemals war die Unwahrheit wahrer. Niemals wird München wieder so München sein. Mit Helmut Fischer hat die Heiterkeit des Südens endlich auch einmal auf der unbesonnenen Seite der Alpen Hof gehalten. Helmut Fischer hat den Deutschen die Tiefe der Oberfläche erschlossen, das Innere als einen bloßen Faltenwurf des Äußerlichen dargetan. All die großen Fragen waren beiseite gelegt, wenn der eleganteste Rückenleider aller Zeiten seinem Untergang entgegenstakete.

#### DIE NEUNZIGER JAHRE MIKE WERNER

Der eher mäßig erfolgreiche Fußball-Profi Mike Werner, dessen Name im Unterschied zu seiner Frisur eigentlich nichts zur Sache tut, ist die Inkarnation des Prinzips, dass im Osten Deutschlands alles später kommt, dafür aber extremer. Sein Vokuhila – vorne kurz, hinten (sehr) lang – macht Mike-Werner-Panini-Bilder begehrt. Der Verteidiger von Hansa Rostock trägt die Frisur für die Generation Umbruch. Die Mauer ist gefallen, es wächst zusammen, was zusammengehört, die ostdeutschen Profivereine sind auf dem Weg in die Bedeutungslosigkeit, ebenso wie die

ostdeutsche Wirtschaft. Auf das Ideal der Kurzhaarigkeit in der sozialistischen Planwirtschaft folgen beim Mann: Glatze oder Matte. Wie ein Ausrufezeichen verweist Werners Frisur zudem auf das größte Versprechen der Zeit: blühende Landschaften. „Ich fand die Matte einfach geil“, sagte er damals. Nur konsequent – nämlich tragisch – war dann, dass Werners Karriere genau so holprig verlief, wie die Ankunft im neuen Leben für viele Ostdeutsche: Werner macht in der 1. Bundesliga genau zwei Spiele. Beim ersten verlor er mit 0:5. Beim zweiten riss er sich das Kreuzband.



# MANNSBILDER



### DIE NULLER CLEMENS MEYER

Er schreibt Bücher. Das ist ja schon mal toll. Bücher, so dreckig, so düster. Die Nacht, die Lichter. Bücher, die nach Zigarettenrauch riechen und nach Goldkrone-Cola schmecken. Bücher, durch die Männer streifen, die schwer an sich selbst tragen und an der Welt leiden. Bücher, in denen man oft den Autor zu begleiten glaubt durch seine Stadt, seine Abgründe. Das ist falsch und wohl wieder auch nicht. Clemens Meyer kann mit seinen Händen nämlich nicht nur Bücher schreiben. Er hat auf dem Bau geschuftet, bis sein Rücken nicht mehr wollte. Hat Autos aufgeknackt, Möbel getragen, Gabelstapler gefahren. Auf seinen Armen hat er wohl mehr Tätowierungen als alle Preisträger der Leipziger Buchmesse in den vergangenen zehn Jahren zusammen. Hat nah am Boden gelebt, bevor er zum Liebling des Literaturbetriebes wurde. Ein Mann der Tat, ein Mann des Wortes. Ein Mann. Dass Ernest Hemingway zu seinen Vorbildern gehört, ist leicht zu erraten. Der hat einen so trotzig kraftstrotzenden Satz geprägt, der sich heute, da sogar Männer wie Markus Lanz Karriere machen, fast nur verschämt schreiben lässt: „Ein Mann kann zerstört werden, aber nicht besiegt.“



### DIE ZEHNER MARKUS LANZ

Sollte Resilienz in den Annalen des Machismo als besonders männliche Eigenschaften genannt werden, dann ist Markus Lanz – wie Berlusconi sagen würde – „ziemlich gut bestückt“. Man könnte Arbeitstage des Moderators mit denen eines Automobilingenieurs im Windkanal vergleichen. Nach dem Motto: 230.000 Menschen unterzeichnen eine Internet-Petition, damit Lanz seinen Job verliert, und er muss rausgehen und den Sportreporter Gerd Rubenbauer fragen, welches die beste Weißbierkneipe im Olympischen Dorf von Sotschi ist. Antwort: Das Kufenstüberl. Irgendwann einmal könnte der Tag kommen, da werden die Augenringe, die sein jugendliches Gesicht seit Monaten zieren, seiner Galanterie subtile Kraft verleihen. Es könnte gesagt werden, einer, der immer nur geschlagen wurde und dabei sanftmütig blieb, das sei kein Schleimer, das sei ein Menschenfreund. Vielleicht verneigen sie sich vor einem Mann, der nie ein Gottschalk war, der den Deutschen trotzdem jeden Abend den Gottschalk machte, weil das Original auch genug hatte von der ganzen Seichtigkeit und lieber in seinem Strandhaus in Malibu in der Sonne saß.

### BEZUGSQUELLEN

7 for all Mankind  
www.7forallmankind.com

Balmain  
www.balmain.com

Blackmagic Design  
www.blackmagicdesign.com/de

Bottega Veneta  
www.bottegabeneta.com

Burberry  
www.burberry.com

Calvin Klein  
www.calvinklein.com

Claas  
www.claas.de

Damir Doma  
www.damirdoma.com

Delica  
www.delizio.ch/de

Diesel  
www.diesel.com

Dior  
www.dior.com

Dries van Noten  
www.driesvannoten.be

Ermenegildo Zegna  
www.zegna.com

Espartine  
www.espartine.com

Faber-Castell  
www.faber-castell.de

Falke  
www.falke.com

Fitbit  
www.fitbit.com/de

Givenchy  
www.givenchy.com

Gucci  
www.gucci.com

Hermès  
www.hermes.com

Hilti  
www.hilti.de

Hunter  
www.hunter.de

Il Bussetto  
www.ilbussetto.it

Jil Sander  
www.jilsander.com

KOI  
www.kingsofindigo.com

Lanvin  
www.lanvin.com

LG Electronics  
www.lg.com/de

Louis Vuitton  
www.louisvuitton.de

Luca Roda  
www.lucaroda.it

Lunar  
www.lunar.com

Mavi  
www.mavi.com

Mustang  
www.mustang-jeans.com

Nikon  
www.nikon.de

Nomos  
www.nomos-gold.com

Optrel  
www.optrel.com

Prada  
www.prada.com

Saint Laurent  
wwwysl.com

Schindelhauer Bikes  
www.schindelhauerbikes.com/de

Storck Bicycle  
www.storck-bicycle.de

Tecta  
www.tecta.de

The Bloke  
www.the-bloke.de

Thonet  
www.thonet.de

Tommy Hilfiger  
www.tommy.com

Tweezerman  
www.tweezerman.de

Valentino  
www.valentino.com

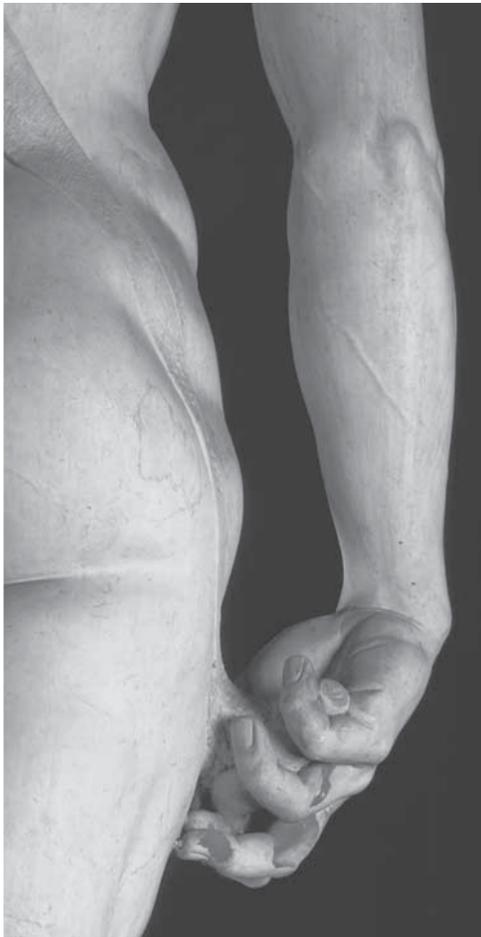
Versace  
www.versace.com

Vitsoe  
www.vitsoe.com

Vor  
www.vor-produkte.com

Want Les Essentiels  
www.wantessentiels.com

Weber Hodel Feder  
www.weberhodelfeder.com



So ein Mann, so ein Mann: Die Faszination David lässt sich kaum erklären. Schon gar, weil er bei näherer Betrachtung nicht so perfekt ist. Im Alten Testament wird der Schafhirte David, dem Michelangelo einen Kiesel in die rechte Hand für seine Steinschleuder meißelte, als eher schwächlich beschrieben.

# GIGANT DAVID

Er gilt als der perfekte Mann. Dabei ist er gar nicht so makellos. In Wahrheit war er sogar ein Schwächling.

Von Dieter Bartetzko

**M**an entkommt ihm nicht. Weder in Florenz noch in ganz Italien. Und selbst hierzulande zögert kaum ein Gartencenter, ihn als Gipsreplik mitten in Gartenzwerg-Heeren anzubieten: Michelangelos David zählt wie Marilyn Monroe und Mona Lisa zu den Unsterblichen unserer Kultur, die bisher sogar dem großen Vergessen des Computerzeitalters trotzen. Als einziger unter den Jahrtausend-Ikonen aber fesselt der David auf T-Shirts, Postern und Ansichtskarten eher mit seinem Unterleib als durch sein Gesicht. Selbst im pruden Dunstkreis des Doms von Florenz – auf dessen Chor die Statue ursprünglich hätte stehen sollen – bieten Souvenirstände außer den obligaten schmerzreichen Madonnen und tränenseligen Christusfiguren Herrenschürzen an, die mit dem besten Stück des nackten David bedruckt sind. Sie finden reißenden Absatz – bei Familienvätern und bei Männern, die statt Frau und Kind lieber ihren Geliebten bekochen.

Mit einem Wort: Davids Männlichkeit ist, neben den sich tastend einander nähernden Zeigefingern Adams und Gottvaters, die Michelangelo an die Decke der Sixtinischen Kapelle gemalt hat, die meistverbreitete Schwulen-Ikone der Kunstgeschichte. Das mag so manchen bisher ahnungslosen Mächtigen-Latin-Lover, der die davidische Leistenregion als Verheißung eigener enormer Fähigkeiten trug, zu sofortiger T-Shirt- oder Schürzen-Verbrennung veranlassen. Doch damit wäre die Tatsache nicht aus der Welt, dass die Massenrezeption nicht auf Antrieb zwischen homo- und heterosexuellen Reizen der genialen Michelangelo-Skulptur zu unterscheiden vermag – David, das Faszinosum für alle.

Die homoerotische Komponente überschattete freilich schon die Geburt des Marmorathleten. Denn 1501, als Michelangelo in seiner Heimatstadt Florenz mit der Arbeit an der Skulptur begann, stand man dort noch unter dem Eindruck der Schreckensherrschaft Savonarolas. Auch drei Jahre nach dessen Hinrichtung auf der Piazza della Signoria war nicht nur der Scheiterhaufen für den Mönchsdiktator in aller Erinnerung, sondern auch jenes „Feuer der Eitelkeiten“, mit dem im Februar 1497 auf Geheiß Savonarolas unersetzliche Kunstwerke als „gottlose Machwerke“ vernichtet worden waren.

Besonders heftig hatte der fanatische Bußprediger die „Todsünde der Sodomie“ geißelt. Auch dafür hatte ihm die Kunstszene des damaligen Florenz Anlass gegeben: Angeregt von den antiken Schriftquellen, die Männerliebe als kulturelle Selbstverständlichkeit schildern, waren gleichgeschlechtliche Beziehungen unter Künstlern und Intellektuellen gang und gäbe, und angesehene Bildhauer und Maler wie Verrocchio, Andrea del Castagno oder Botticelli gestalteten Darstellungen des heiligen Sebastian oder antiker Helden als Inbegriff homoerotischer Reize.

Doch die Libertins bewegten sich auf dünnem Eis. So war zum Beispiel der heute als Fanal der Renaissancekunst gefeierte David des Donatello, die erste Nacktfigur Europas seit der Antike, schon 1444 wegen seiner androgyn gerundeten Hüften, leicht gewölbten Brüste und der lasziv tänzerischen Körperhaltung Anlass für anzügliche Munkelien über den Künstler und seinen Auftraggeber, Cosimo I.

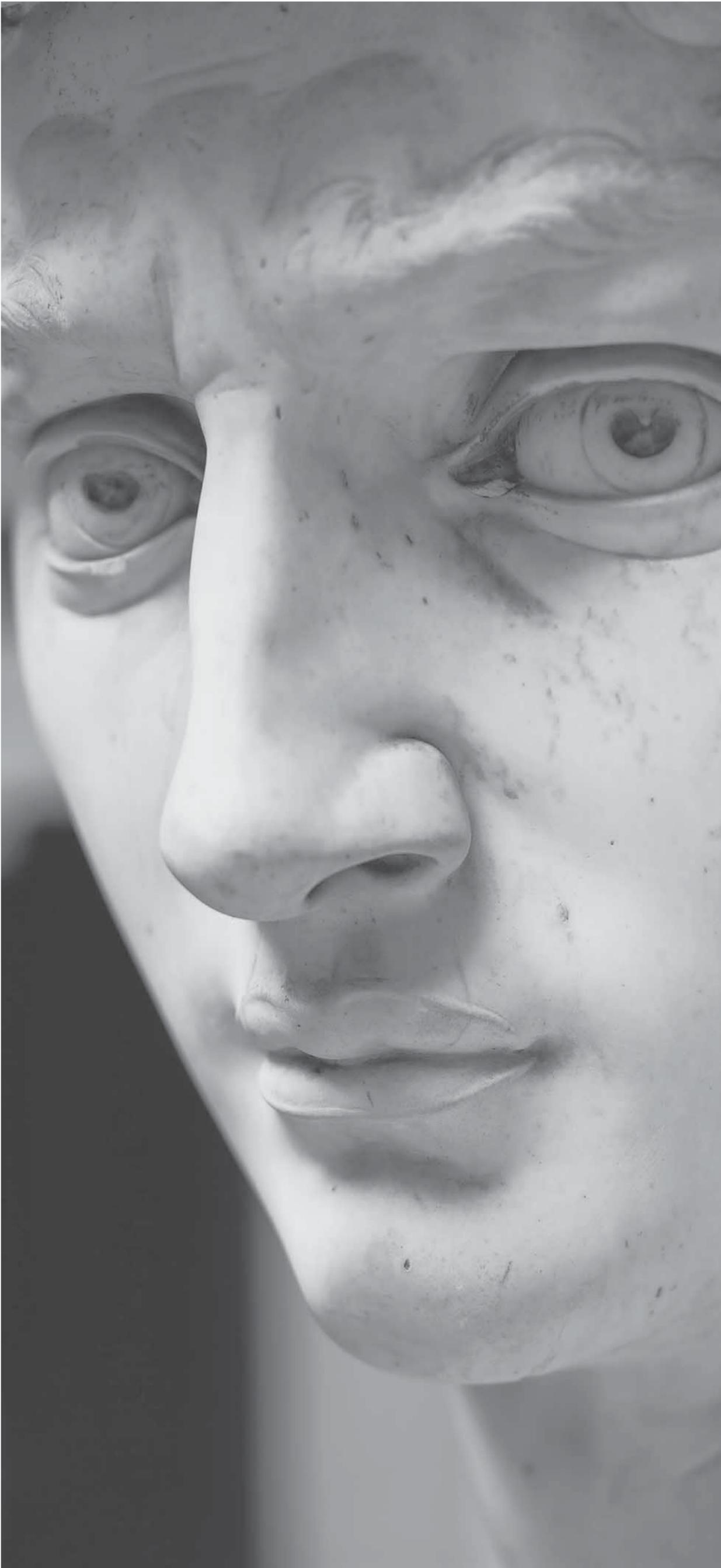
de' Medici gewesen. Fünfzig Jahre später hatte sich wenig an der kollektiven Stimmung geändert: Hätte Michelangelo, der 1496 von Florenz nach Rom übersiedelt war, seinen berühmten „Trunkenen Bacchus“ nicht dort, sondern am Arno gemeißelt – die lebensgroße Marmorstatue des nackten Weingotts mit dem aufreizend nach vorn geschobenen Unterleib und einem obszönen Satyr als Stütze wäre als Teufelswerk verdammt worden.

Kolossal mutig war es also, dass Michelangelo, 1501 nach Florenz zurückgekehrt, seinem David trotzdem die Gestalt eines schönen hüllenlosen Jünglings gab. Umso mehr, als der geniale Künstler privat ein ängstlicher Mensch war, der die leicht erregbaren Massen in Florenz fürchtete – und seine eigene Homosexualität allenfalls gelegentlich und heimlich auslebte.

Der Hauptgrund aber, weswegen Michelangelos Tun in Florenz hoch riskant gewesen sein muss, war der Clan der Medici. Zwar war die machtbewusste Bankiersfamilie 1494 aus der Stadt vertrieben worden, doch alle Welt wusste, dass sie jede Gelegenheit zur Erneuerung ihres Regiments nutzen würde – und ebenso wusste jedes Kind, dass der junge Michelangelo ein Liebling des Lorenzo I. de' Medici gewesen war. Er hatte den Sohn einer kleinbürgerlichen Familie, Michelangelos Vater Ludovico Buonarroti war Stadtvogt, der unter Savonarola sein Amt verlor, während dessen Lehre beim Maler Ghirlandaio beobachtet und ihn 1489 an die Kunstakademie der Medici geholt. Endgültig begeistert war Lorenzo gewesen, als Michelangelo seinem Erstwerk, einem Faunskopf, auf die Bemerkung des Medici hin, das Gesicht sei zu schön für ein Naturwesen, nachträglich eine Zahnücke beigebracht hatte. Fortan hatte Lorenzo den Künstler wie einen Sohn behandelt und ihn privat in Kunst und Philosophie unterrichten lassen.

Obwohl auch von Lorenzos Nachfolger Piero II. de' Medici begünstigt, hatte Michelangelo Florenz verlassen, als das Medici-Regime zur Tyrannei ausartete und die Bürger aufbegehrten. Zeitweilig zurückgekehrt, arbeitete er wieder für einen Medici. Der, ebenfalls ein Lorenzo, war hingerissen von dem knabenhaften Täufer Johannes, den Michelangelo ihm anbot. Angesichts der antiken Aura der Statue überredete er den Bildhauer zu einem schlafenden Cupido, den dieser als echt antik verkaufen sollte. Michelangelo veräußerte das Stück an den römischen Kardinal Raffaele Riario – und flog auf. Doch Riario war eher amüsiert als empört und holte den Künstler nach Rom. Der fertigte dort die sofort weltberühmte Pietà für den Petersdom an – und ging 1501 ein zweites Mal nach Florenz.

Obwohl ein misstrauisch bäugter Medici-Protegé und „Fälscher“, bekam Michelangelo dort ausgerechnet von der Wollweber-Zunft, die allergisch auf jeden Sympathisanten der Medici reagierte, den Auftrag für den David. Ihm wurde ein riesiger Marmorblock übergeben, den vierzig Jahre zuvor der Bildhauer Agostino di Duccio und 1476 Antonio Rossellino bearbeitet, dann aber als fehlerhaft liegen gelassen hatten. Nun sollte Michelangelo, gemäß den alten Dombauplänen, einen David für einen Außenpfeiler der Kathedrale anfertigen.



Wie Mona Lisa: Jenseits aller Körperlichkeit ist es wohl auch der unergründliche Blick, der fasziniert.

Damit war vorbestimmt, was eingefleischte Michelangelo- und David-Verehrer irritiert: Kaum hat man sich an die überwältigenden 5,17 Meter Größe des Giganten gewöhnt, fallen Disproportionen auf – der Kopf zu groß, die Brustpartie wie gestaucht, die Haltung des linken, extrem angewinkelten Arms unnatürlich verkrampft, obwohl sie gleichzeitig suggeriert, der Jüngling habe mit ihr die Steinschleuder lässig über die linke Schulter geworfen. Der Grund: Michelangelo berechnete seinen Heroen auf die extreme Untersicht, die er an seinem geplanten Standort hoch oben auf dem Dom-Chor geboten hätte. Doch dann wies eine Kommission, der unter anderen Sandro Botticelli und Leonardo da Vinci angehörten, 1504 dem David die Piazza vor dem Palazzo Vecchio, dem Rathaus von Florenz, zu. Direkt bei der Loggia dei Lanzi, dem Symbol der florentinischen Bürgerfreiheit, sollte er stehen.

Eine fatale Idee: Als am 8. September 1504 ein Festzug die Statue zur Piazza geleitete, wurde sie mit Steinen beworfen. „Il Gigante“ schrien die Bürger wütend. Mag sein, dass einige darüber empört waren, dass Michelangelo das Alte Testament ignoriert hatte. Über den Schafhirten David, den jüngsten von acht Söhnen, und seinen Zweikampf mit dem Riesen Goliath, der als Führer der Philister Israel zu erobern drohte, steht nämlich geschrieben: „(König) Saul legte David seine Rüstung an und setzte ihm einen ehernen Helm auf sein Haupt. Doch David mühte sich vergeblich, damit zu gehen.“ Zu schwach also war der Junge für einen schweren Panzer. Als er dann wieder sein Hirtenhemd angezogen und zur gewohnten Steinschleuder sowie „fünf glatten Steinen aus dem Bach“ gegriffen hatte, erregte der schwächliche Bub bei Goliath ungläubiges Gelächter, „denn er war bräunlich und schön“.

Donatello hatte 1444 auf dieser Grundlage seinen bronzebraunen Davidknaben zwar nackt, aber bibeltreu grazil komponiert. Michelangelo dagegen meißelte einen muskelstrotzenden Athleten, einen schönen Goliath fast. Und einen unberechenbaren: Bis heute streiten sich Kunsthistoriker darüber, ob dieser David, der einerseits völlig entspannt, fast somnambul steht, andererseits aber mit extrem angespannten Sehnen einen Kiesel in der rechten Hand verbirgt, ein furchtloser Held kurz vor dem Todeswurf ist – oder ein grübelnder Stratege, wenn nicht Zauderer.

Die Steinwürfe und Hassparolen der Florentiner aber galten weniger der mangelnden Bibeltreue als vielmehr der vermeintlichen Symbolik des David. Sie sahen „Il Gigante“ als steinernen Einschüchterungsversuch der Medici, als eine Art „Trojaner“ und Vorboten der Tyrannei, der die Politik symbolisch überwachte. Die Wut hielt an, der Rat von Florenz musste Wachen am David postieren. So war es kein Zufall, dass bei den Kämpfen, mit denen die Medici 1512 ihre Rückkehr erzwingen, Davids linker Arm zertrümmert wurde; 1543, neun Jahre, nachdem Michelangelo Florenz endgültig verlassen hatte, ließ Cosimo I., nun Herzog der Toskana, die Splitter zusammenfügen – der David war mittlerweile ein Idol.

Bis 1873 stand der Gigant auf der Piazza della Signoria. Dann erzwangen Witterungsschäden und Verätzungen durch Taubenkot, ihn in einen Innenraum zu versetzen. Man baute ihm einen Kuppelraum, die „Tribuna“ der Florentiner Accademia. Dort steht er, keimfrei und seidenweiß restauriert. Einmal noch tobte sich Hass an ihm aus: 1991 schlug ein Irrer mit einem Hammer auf den linken Fuß des Standbilds ein – die Schäden wurden rasch behoben.

Seltsam, dass die angegraute, 1910 vor dem Palazzo Vecchio aufgestellte Marmorkopie des David Vorlage der zahllosen Reproduktionen ist. Vielleicht stehen ihre Risse und Schlieren dem Hausgebrauch der T-Shirts, Poster und Schürzen näher. Trotzdem bleibt rätselhaft, weshalb noch heute Millionen von diesem David angezogen werden „wie Motten vom Licht“. Jenseits aller Körperlichkeit ist es wohl der unergründliche Blick. Wie bei Leonardos Mona Lisa und Warhols Marylin entfaltet David seine Magie im Verweigern, im Geheimnis, das bleibt, selbst wenn unsere Blicke jede Pore abtasten. „Was ist's, das uns im Grusse zögern heißt?“, fragt Michelangelo im Sonett für Tommaso de' Cavalieri, seinen Schüler und mutmaßlichen heimlichen Geliebten. Die Antwort weiß „Il Gigante“.

# ER WOLLTE MEER

Von Donald Crowhurst gibt es bis heute keine Spur. Er hinterließ drei Logbücher, aus denen sich seine Fahrt rekonstruieren lässt. Das vierte Logbuch bleibt verschwunden. Niemand hatte ihn von seinem Vorhaben abbringen können, das so heroisch wie irrsinnig war.

Eine Weltumsegelung: vielleicht das letzte große Abenteuer. Wilfried Erdmann hat es geschafft, von 1967 bis 1968 segelte er als erster Deutscher alleine um die Welt. Als er in Helgoland anlegte, glaubte man ihm nicht. Erst als man die Logbücher prüfte und den seltsam tropischen Bewuchs am Schiffsrumpf sah, glaubte man ihm, wie er in seinem Buch „Ich greife den Wind“ schildert. Als erster hatte der Amerikaner Joshua Slocum als Einhandsegler mit seiner „Spray“ die Welt umsegelt. Drei Jahre und zwei Monate brauchte er dafür.

Aber nie hat jemand mit dem Versuch einer Umsegelung die Welt so bewegt und erschüttert wie Donald Crowhurst. Als er seinen Plan austüftelte, waren die Briten im Segelfieber. Francis Chichester war seit 1967 alleine um die Welt gesegelt und hatte nur einen Stopp in Australien eingelegt. 250.000 Zuschauer empfingen ihn. Die Weltumsegelung war zwar aus Sicht der weltallfixierten Amerikaner keine Pionierleistung mehr. Für die alte Seefahrernation aber war es ein Triumph. Einhandsegler waren Helden. Für seine seefahrerische Leistung wurde Chichester von der Königin mit dem Schwert des Sir Francis Drake zum Ritter geschlagen.

Francis Chichester hatte mit der Zeitung „Observer“ eine Transatlantik-Regatta ins Leben gerufen. Nun entdeckte auch die „Sunday Times“ das journalistische und finanzielle Potential eines Solo-Segelrennens. 1968 wurde das „Golden Globe Round The World Yacht Race“ ausgerufen. Der schnellste Segler, der alleine die Erde umrundete, und zwar nonstop, was bis dahin noch niemand geschafft hatte, sollte als neuer Segelheld gefeiert und vermarktet werden. Als Preisgeld warteten 5000 Pfund.

Neun Männer meldeten sich: die Briten Robin Knox-Johnston, Nigel Tetley, Bill King, John Ridgeway und Chay Blyth, die Franzosen Bernard Moitessier und Loïck Fougeron sowie der Italiener Alex Carozzo. Aus

**Die Welt umsegeln:  
vielleicht das letzte große  
Abenteuer. Doch  
Donald Crowhurst verfuhr  
sich in seinen Phantasien  
und kam nie wieder.**

*Von Ivo Goetz*

dem Süden Englands meldete sich der Elektroingenieur und Hobbysegler Donald Crowhurst.

Von den neun Teilnehmern war er der am wenigsten erfahrene. Bei seinen Wochenend-Segelausflügen hielt er meist Sichtweite zum Ufer. Hochseerfahrung hatte er nicht. Crowhurst, 1932 in Indien geboren, war beim Start der Regatta 36 Jahre alt. Er war, wie Ron Hall und Nicholas Tomalin in „The Strange Last Voyage Of Donald Crowhurst“ schreiben, ein charismatischer Mann, voller Ideen, mit großem Selbstbewusstsein. Schon in seiner Jugend galt er als Querkopf und Anführer bei den seltsamsten Späßen. Er scherte sich nicht viel um seinen Ruf und ordnete sich ungern unter. 1956 wurde er aufgrund eines nicht aufgeklärten Schabernacks aus der Royal Air Force entlassen.

Donald Crowhurst studierte Elektrotechnik und fand eine Anstellung bei einer Elektronikfirma in Bridgewater im Südwesten Englands. Seine Frau Clare brachte vier Kinder zur Welt. Aber bald fühlte er sich unterfordert. Er kaufte sich ein sechs Meter langes Boot und fuhr oft aufs Meer hinaus.

Als er sich mit seiner Firma Electron Utilities selbstständig gemacht hatte, schaffte er es kaum, die Familie zu ernähren. In seiner Werkstatt baute er aus scheinbar wirren elektrotechnischen Versuchsanordnungen sein erstes Produkt: den Navigator. Das Peilgerät zur Positionsbestimmung auf See funktionierte, war kompakt

und hatte einen integrierten Kompass. Aber es war keine Sensation und verkaufte sich nicht besonders gut.

Vier Tage nach der Auslobung des Rennens meldete er sich an. Die 5000 Pfund Preisgeld entsprächen heute etwa 100.000 Euro. Damit hätte er seine Familie und die Firma eine Weile über Wasser halten können. War ihm tatsächlich bewusst, worauf er sich da einließ? Wie sollte man ein solches Rennen überstehen, die Strapazen, die Übermüdung, die körperliche Herausforderung, den psychischen Druck?

Donald Crowhurst sah sich als Sieger, bevor es überhaupt losging. Freunde hatten schon früh sein übersteigertes Selbstbewusstsein erkannt. Der Abenteuerer war aber auch sensibel, ein hochbegabter Mensch, der gegen seine Zweifel einen an Wahnsinn grenzenden Mut setzte. Er glaubte, er könne aus dem Nichts zum Sieger werden – weil es ihm als seine einzige Chance erschien. Er wollte es der Welt zeigen, die sein Genie nicht erkannte, und wirkte so überzeugend, dass man ihm gegen jede Vernunft die schwierigsten Dinge zutraute.

Er fand einen Sponsor in dem Wohnwagenhändler Stanley Best und nahm eine weitere Hypothek auf sein Haus auf. Sein Manager wurde Rodney Hallworth, ein ehemaliger Polizeireporter, der als Marketingmann des kleinen Ortes Teignmouth arbeitete, knapp zwei Autostunden südlich von Bridgewater.

Noch hatte Crowhurst kein Schiff, obwohl er spätestens am 31. Oktober 1968 ablegen musste. Er entschied sich, einen Trimaran aus einem Hauptrumpf und zwei kleineren Auslegern zu bauen, und fand eine Werft, die ein Schiff aus einem Serienrumpf und veränderten Aufbauten zusammensetzte. Viele seiner Vorstellungen ließen sich aber nicht verwirklichen. Seine Idee, das Boot vollständig zu verkabeln, mit Sensoren für jede Schiffsfrage und einem selbst konstruierten Rechner, scheiterte. Die Kabel hingen wie trockener Seetang lose herum, der Platz für den Rechner blieb leer. Was heute auf großen Segelschiffen üblich ist, wäre damals eine technische Sensation gewesen: über elektronische Fühler alles kontrollieren zu können. Crowhursts Erfindungsgabe ging wieder einmal unter.

Und: Der Hydraulikschlauch, an den Pumpen und Zuleitungen angeschlossen werden sollten, um die beiden Schwimmer leer zu pumpen, ging verloren; das Ballonsystem, das sich am Masttop im Falle des Kenterns selbst aufblasen und das Schiff vor dem Schlimmsten schützen sollte, baumelte schlapp am Mast herum.

Rodney Hallworth hatte ihn aus Marketinggründen davon überzeugt, aus Teignmouth abzulegen. So kam es zum Namen seines Schiffs: „Teignmouth Electron“. Die Champagnerflasche, die seine Frau Clare bei der Taufe an den Sperrholzrumpf schleuderte, blieb unverfehrt. Erst beim zweiten Mal zerbrach sie am Rumpf.

Nach Wochen hektischer Vorbereitungen und kläglichlicher Testfahrten lief Donald Crowhurst am 31. Oktober 1968 als letzter Teilnehmer mit seinem Trimaran aus Teignmouth aus. Er ließ eine ratlose Familie und skeptische Beobachter zurück, die unkten, er komme mit diesem Schiff nicht einmal bis zur nächsten Bucht.

Schon in den ersten Stunden auf See verknotete sich alles an der Takelage, was nicht festgemacht war. Die Segel waren falsch angeschlagen. Unter Deck sah es aus, als wäre eine Bombe in einem Speziallabor für Funktechnik explodiert. Crowhurst war seekrank und räumte erst einmal auf. Am dritten Tag machte die Selbststeuerungsanlage Probleme. Crowhurst schnitt sich beim Hantieren mit den störrischen Schrauben tief in die Finger. Am Tag darauf funktionierte sein Funkgerät nicht. Am fünften Tag tobte auf dem Atlantik nordwestlich der Bretagne der Wind mit Stärke sieben über die „Teignmouth Electron“ hinweg. Das Schiff lag schief, der Backbordrumpf war leckgeschlagen, und Crowhurst schöpfte stundenlang Wasser aus einer Luke.

Jeder vernünftige Mensch hätte es mit der Angst zu tun bekommen. Alleine im Sturm mit einem



Der Trimaran mochte klein wirken auf dem unendlichen Meer. Vor Donald Crowhursts Selbstbewusstsein, das er vor dem Start am Hafen von Teignmouth demonstrierte, gingen aber alle Zweifel unter.

Segelschiff kann vieles schief laufen. An einem Tag liegt der Ozean still da, kaum Wellen, eine leichte Brise, ein sanftes Panorama. Einen Tag später ist alles anders: Sturm, haushohe Wellen, unglaubliche Gewalt, mittendrin ein winziges Schiff mit gereiften Segeln. In wenigen Sekunden kann aus einem zerfetzten Segel, einer im Wind schlagenden Schot und den Wellen eine tödliche Gefahr werden. Und ist der Sturm überstanden, können immer noch die Piraten zuschlagen. Oder ein Navigationsfehler führt in die Irre. Oder herumtreibende Container wie im Film „All is lost“, der dem von Robert Redford gespielten Weltumsegler den Garaus macht.

Donald Crowhurst sah sich aber gut im Rennen. War es ein gefährlicher Zustand von Hybris? Die Anziehungskraft des Meeres? Das Glücksgefühl, hinaus in den Sonnenuntergang auf die offene See zu segeln, ganz allein, unverwundbar?

Er fuhr auf einem Schiff, das leckzuschlagen begann, wollte aber als Schnellster ums Kap der Guten Hoffnung, durch den Indischen Ozean, vorbei an der stürmischen Südküste Tasmaniens und um Kap Hoorn. Am 7. Februar 1969 wollte er ankommen. Nur 130 Tage plante er für die Weltumsegelung ein.

Nach 15 Tagen hatte er gerade einmal 800 der fast 30.000 Seemeilen geschafft. Auf einer Tonbandaufnahme berichtete er, das ganze Boot sei unter Deck nass, jedes kleine Loch ein potentielles Leck. Der Generator lief nicht mehr, das Funkgerät war wieder ausgefallen. Nun konnte er keine Zeitsignale mehr empfangen; seine Bord-Chronometer waren damit nutzlos. Die Tragödie begann. Das Scheitern war unausweichlich. Aufzugeben bedeutete den Bankrott, Weitersegeln den Tod.

Er setzte den Generator wieder in Gang und funkte am 16. November eine Schadensmeldung an seinen Agenten. Er habe alles unter Kontrolle und sei auf dem Weg in Richtung Madeira. Am 21. November ein Funkgespräch mit seinem Sponsor Stanley Best, dem er ankündigte, bald nicht mehr funken zu können, der Generator mache wieder Schwierigkeiten. Vielleicht wollte er auch einfach nur Zeit, Raum und Ruhe gewinnen.

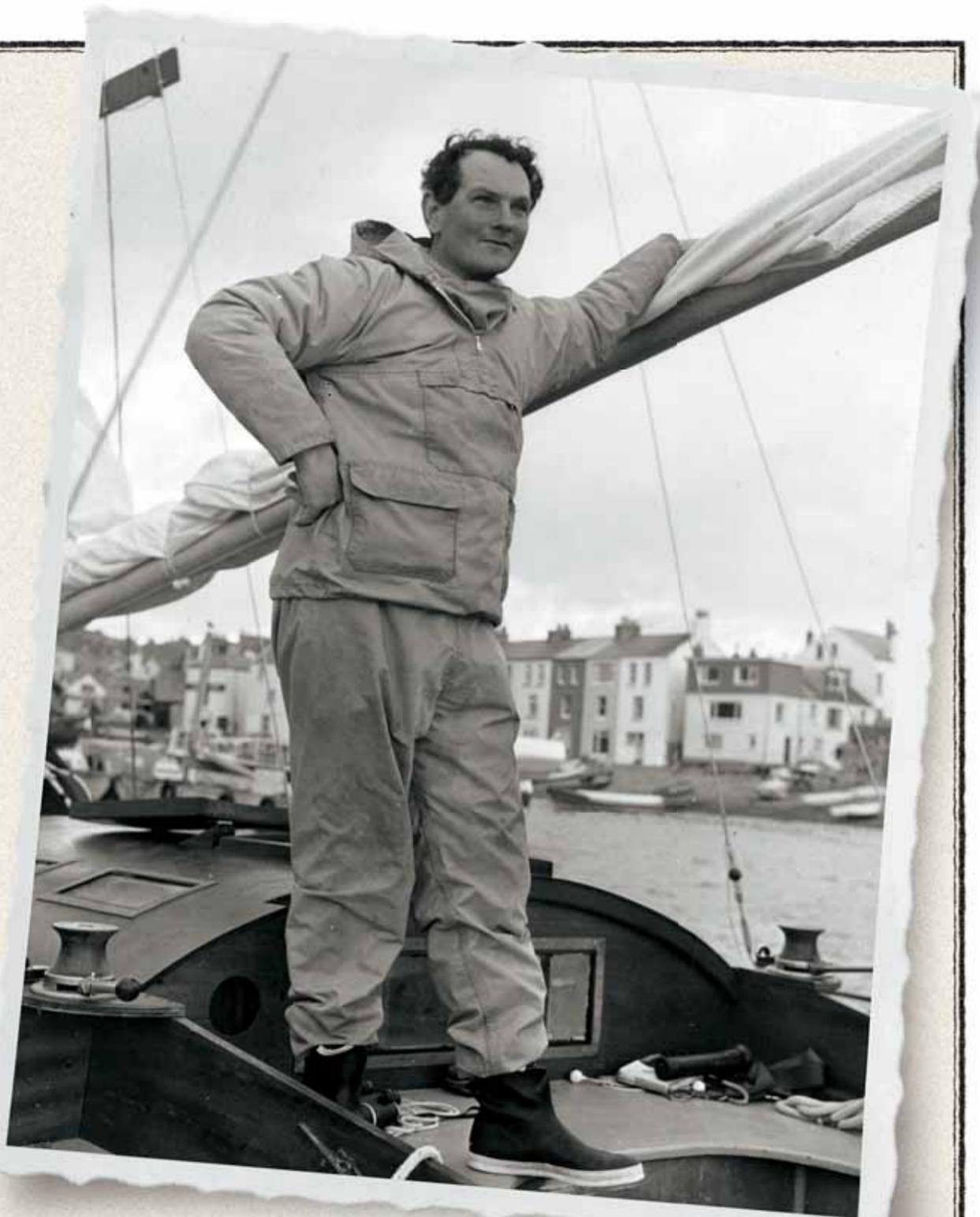
Anfang Dezember 1968 begann er, Positionen zu berechnen, die er nie erreichte. Schon die astronomische Navigation ist komplex. Aber die mathematischen Berechnungen, mit denen er fiktive Positionen, die in der Zukunft lagen, zurückrechnete, waren bemerkenswert. Er führte jetzt ein zweites Logbuch, in das er seine virtuelle Siegesfahrt eintrug. Auch dachte er sich Funkprüche aus, die zum vermuteten Wetter am erfundenen Ort passten. Er war in der Nähe der Kapverdischen Inseln – und schwebte über einen fiktiven Parallel-Ozean.

Sollte er den nächsten Hafen anlaufen, hoch verschuldet als Hochstapler mit seiner Familie in prekäre Lebensumstände geraten? Oder als Held in die Segelgeschichte eingehen? Er hatte ein schlechtes Gewissen bei all diesen Gedankenspielen, das hatte er bereits am 15. November ins Logbuch geschrieben. Aber er gestand sich sein Scheitern nicht ein. Stattdessen setzte er den Funkpruch ab, er sei eine Tagesstrecke von 243 Meilen gefahren. In der Heimat stand in der Zeitung, er habe den Geschwindigkeitsrekord für Solosegler gebrochen. Sir Francis Chichester bezweifelte die Meisterleistung.

Außer ihm waren nun nur noch drei Segler im Rennen: Knox-Johnston, Tetley, Moitessier. Am 17. Dezember gab es kein zurück. Er schickte die erste Nachricht mit falschen Positionsdaten an Hallworth. Er befände sich südlich des Äquators. Fünf Tage später meldete er wieder eine falsche Position: Er segle vor Brasilien.

Im Schwimmkörper auf der Steuerbordseite war nun ein großer Riss. Eine Fahrt durch die „Roaring Forties“, die Sturmzonen auf der Südhalbkugel zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Breitengrad, war ausgeschlossen. Aber Crowhurst befand sich nicht mehr da, wo man ihn vermutete.

An Weihnachten funkte er mit seiner Frau Clare und behauptete, er sei kurz vor Kapstadt. In Wahrheit war er gemäß den Logbüchern noch immer vor der



# ER WOLLTE MEER

Nordküste Brasiliens. Mit jeder falschen Position segelte er weiter in sein Lügenlabyrinth. Erstaunlich immerhin, dass er trotz des brüchigen Materials Stürme und hohe See überstand. Der Wochenendsegler bewies Können. Was hätte er erreichen können, wäre er rechtzeitig und mit einem guten Schiff gestartet!

Am 19. Januar 1969 funkte er zum letzten Mal für fast drei Monate eine falsche Position. Er könne mit dem defekten Sender nun nicht mehr funken, sei aber nahe der Insel Gough, mitten im Südatlantik. Alles laufe trotz einiger Schäden bestens. Die Positionsangabe widersprach aber der Behauptung vom 24. Dezember, er sei irgendwo vor Kapstadt.

Anfang März fuhr Crowhurst weiter vor der argentinischen Küste im Zickzack-Kurs hin und her. Er haderete mit dem berstenden Schiffsrumpf und seinen Lügengeschichten. In einer abgelegenen Bucht ging er an Land, um die „Teignmouth Electron“ zu reparieren. Dort traf er auf ein paar Männer der argentinischen Küstenwache und verstrickte sich in seltsame Aussagen über sein Vorhaben und seine Route. Fast wäre er aufgefliegen, denn einer der Unteroffiziere machte Meldung an eine höhere Dienststelle. Bis nach Buenos Aires in die zuständige Behörde gelangte die Nachricht aber nicht. Crowhurst bekam ein paar Bretter und Schrauben und zimmerte seinen Kahn notdürftig zusammen.

Nach zwei Tagen segelte er davon. Er hoffte, dass der Landausflug von der Rennleitung nicht entdeckt würde, und nahm Kurs nach Süden, auf die Falkland-Inseln zu. Später, wenn die anderen Teilnehmer Kap Hoorn passiert hatten, wollte er wieder ins Rennen einsteigen. Crowhurst hätte dann hinter Tetley als Zweitschnellster ankommen können; vielleicht wäre sein Betrug gar nicht aufgefallen.

Er wartete also im gesamten Monat März nördlich der Falklands, errechnete weitere falsche Positionen, erfand die dazu passenden Funksprüche und schrieb Gedichte und seltsame Notizen in seine Logbücher. Ende März legte er das Ruder herum und beschloss, Richtung Heimat zu segeln. Am 7. April funkte er nach langem Schweigen nach England, er werde Kap Hoorn bald umrunden. So schnell? In England zweifelte man langsam an seiner Reise, wegen der absurden Positionsangaben und der kryptischen Funksprüche.

Bis Ende April schien er wieder unentschlossen. Ins Logbuch schrieb er eine Formel, die den Sinn der menschlichen Existenz erklären sollte. Das Ergebnis seiner Berechnung: Die menschliche Geschichte ist einfach sinnlos. Auch mit der Relativitätstheorie beschäftigte er sich, als wäre er auf der Suche nach der Lösung seiner Irrfahrt. Die Zeit war ihm abhanden gekommen, denn er

war nun auf einer wahren und einer erfundenen Route unterwegs, die er kaum abgleichen konnte. Nur wenn man den Geist von der Materie löse, so legte er Einstein aus, lindere man das sinnlose Menschendasein.

Am 30. April brachte er seine beiden Szenarien noch einmal zur Deckung. Er nehme wieder am Rennen teil, vermeldete er und gratulierte Knox-Johnston, der zurück in England war und das Rennen gewonnen hatte. Nigel Tetley war ebenfalls noch mit einem Trimaran unterwegs. Er hörte über Funk, dass Crowhurst ihn im Nordatlantik überholen wolle. Tetley peitschte sein Boot bis zum Bersten – und sank am 21. Mai. In letzter Sekunde brachte er sich auf die Rettungsinsel in Sicherheit; nach einem Tag wurde er geborgen. Als Crowhurst nach dem Unglück davon erfuhr, müssen ihn Schuldgefühle geplagt haben. Wenn er in England ankäme, wäre er der Sieger mit der schnellsten Zeit. Aber Chichester und andere hätten den Schwindel wohl aufgedeckt.

Ende Mai war die Funkausrüstung wieder defekt, er konnte nur noch Nachrichten empfangen. Der Zustand des Bootes war desolat, die Vorräte verdarben, und das Benzin für Brenner und Generator war bald aufgebraucht. Er war jetzt nur noch langsam unterwegs. Tagelang flüchtete er sich in Reparaturen an den Funkgeräten und saß unter Deck in einem Gewirr aus Kabeln und Ersatzteilen. Ende Juni überließ er das Schiff den Strömungen der Sargassosee. Er war nun auf dem Weg in die zeitlosen Zonen seiner Vision vom Ozean als einer Metapher für etwas Größeres.

Dann setzte er sich an seinen Kartentisch und schrieb alles auf, in einem Zustand von Paranoia, Einsamkeit und kosmischen Allmachtsphantasien. Am 1. Juli schrieb er in die Logbücher von seinem Fehler. Die Wahrnehmungen seiner Odyssee überlagerten sich. Crowhurst hatte kein Gefühl mehr für Ort und Zeit. Die letzten Sätze: „Es ist das Ende meines Spiels, die Wahrheit ist offenbart worden, und es wird geschehen, wie meine Familie es von mir verlangt. Ich werde das Spiel aufgeben.“ Er zählte mit einer Uhr die Sekunden rückwärts bis zur Null hinunter. Kurz vor dem Ende hatte er wieder ein zeitliches Bezugssystem gefunden.

Die „Teignmouth Electron“ wurde am 10. Juli 1969 mitten auf dem Atlantik verlassen aufgefunden und in die Karibik verbracht. Das Wrack verrottet seitdem auf der kleinen Insel Cayman Braq, die zu den Cayman Islands gehört. Der letzte Besitzer, Winston McDermot, setzte das umgebaute Schiff in seinem Tauchunternehmen ein, scheiterte aber. Seine Mitarbeiter verließen ihn, sie behaupteten, es spuke auf dem Schiff. Auch er selbst sagte, er habe gelegentlich nachts an Deck Schritte gehört. Das Wrack verkaufte er an einen Künstler. ◀



## IN DER KUNST LEBT ER WEITER

Über das Verschwinden von Donald Crowhurst wurden Filme gedreht, Theaterstücke inszeniert, Bücher geschrieben. Auch die bildenden Künstler arbeiteten sich an dem Fall ab. Der holländische Konzeptkünstler Bas Jan Ader fuhr 1975 im Rahmen seines Projektes „In Search of the Miraculous“ mit einem winzigen Segelboot auf dem Nordatlantik und verschwand ebenfalls spurlos.

Daniel Birnbaum, Direktor des Moderna Museet in Stockholm, schrieb in seinem Buch „Chronology“ über die „time madness“, den Verlust des Zeitgefühls trotz obsessiven Messens der Zeit und die daraus folgende Desorientierung. Crowhurst hatte am Ende kein Zeitgefühl mehr. Vermutlich war er zeitkrank geworden, durch Isolierung und Einsamkeit, die ihn orientierungslos und wahnsinnig werden ließen.

Am stärksten setzte sich die englische Künstlerin Tacita Dean mit dem Abenteurer auseinander. Sie erzählt sogar, dass sie einmal von einem Treffen mit dem gealterten Donald Crowhurst träumte. Für ihr Kunstprojekt fotografierte sie 1998 das marode Schiff in Cayman Braq und filmte mit einer 16-mm-Kamera. So entstand ihr Film „Teignmouth Electron“ (2000) und mit weiteren Bruchstücken der Biographie das gleichnamige Buch (2009). In zwei weiteren Filmen, „Disappearance At Sea“, I und II, beschäftigt sie sich mit der Zeitlosigkeit des Meeres. Das monoton rotierende Prisma eines Leuchtturms, das einen Lichtstrahl über das Meer schiebt, der sich am Horizont im Meer auflöst, ist der Taktgeber einer Zeit, die dort draußen keine Rolle mehr spielt.

Das Verschwinden auf See ist die zeitlose Art der irdischen Auflösung. Wer im Ozean versinkt, taucht nie wieder auf. Einen Bezug zum Todesort gibt es nicht, aber die Hinterbliebenen hegen immer die Hoffnung, der mysteriös Verschwundene könnte vielleicht an einem tropischen Ort ein neues Leben führen. Die Wassermassen scheinen mit dem Verschlucken eines Menschen gleichzeitig seine Wiederauferstehung zu versprechen. Die Geschichte kann unendlich weiter erzählt werden.

Was auch Filmemacher tun. Sie suchen nach verlorenen Spuren, denn Crowhursts Geschichte ist dramatischer als alle anderen, geheimnisvoller und dunkler als „All is lost“. Der Autor Scott Z. Burns schrieb ein Drehbuch für eine Verfilmung der außergewöhnlichen Reise. Die Dreharbeiten sollen Anfang kommenden Jahres beginnen. ◀

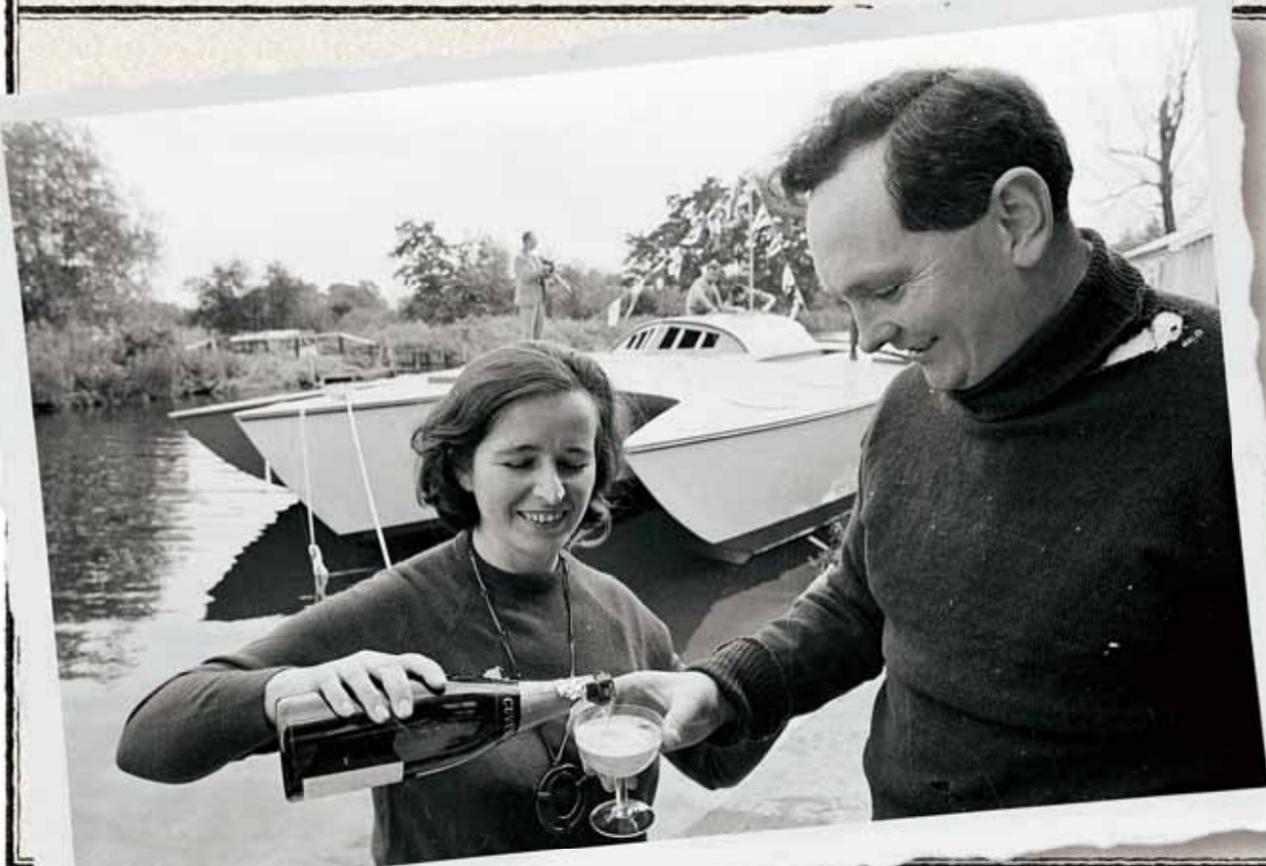
### INFOS

Museum: Teign Heritage Center, 29 French Street, Teignmouth, Devon TQ14 8ST

Literatur: Nicholas Tomalin, Ron Hall (1970): The Strange Last Voyage of Donald Crowhurst (deutsch 1994: Die sonderbare Reise des Donald Crowhurst); Tacita Dean (2009): Teignmouth Electron; Daniel Birnbaum (2005): Chronology.

Film: Jerry Rothwell, Louise Osmond: Deep Water (2006)

Seine Frau und die vier Kinder kamen zum Hafen, um sich von ihm zu verabschieden. Hätten sie wissen müssen, dass es ein Abschied für immer wurde?



# DEN MARKUSPLATZ BESICHTIGEN. DIESMAL VOM ACHTERDECK. AUF DER QUEEN IM MITTELMEER.

Was für eine grandiose Aussicht, welch ein erhabener Anblick. An Bord der QUEEN ELIZABETH, einem der modernsten Kreuzfahrtschiffe der Welt, nehmen Sie immer einen ganz besonderen Platz ein. Starten Sie direkt im Mittelmeer zu einer klassischen Seereise, die internationale Moderne mit britischer Tradition und den schönsten Orten der Welt verbindet.

Buchen Sie jetzt in Ihrem Reisebüro oder bei Cunard unter +49 (0)40 415 33 555.



  
ADRIA –  
WESTLICHES MITTELMEER

7 Nächte  
ab € 807,-\*

  
CUNARD  
SCHENKT IHNEN  
DIE FLÜGE  
bei Buchung bis  
31.3.2014



\* Smart Preis pro Person in einer Zweibettkabine innen  
bei Doppelbelegung in Euro inklusive Flüge.  
Cunard Line • Eine Marke der Carnival plc • Brandsende 6-10 • 20095 Hamburg

Beim Monument zur Gründung der Partei der Arbeit Koreas hat man an alle gedacht. Außer Arbeitern und Bauern werden nämlich auch die Intellektuellen gewürdigt: Für sie steht, gleich neben Hammer und Sichel, der aufrechte Pinsel.



Im „Palast der Schulkinder“ üben sich Kinder und Jugendliche in Sport und Musik. An den perfekt inszenierten Aufführungen sieht man, wie hart der Drill sein muss.

# Grüße aus



Die Kim-Dynastie hat aus Nordkorea ein marodes Land gemacht. Aber nach außen verkauft man Postkartenansichten.

Von Daniel Rubner und Christopher Schiele



Der 170 Meter hohe Turm am Ostufer des Flusses Taedong ist nach der von Kim Il-sung in den fünfziger Jahren entwickelten Juche-Ideologie benannt. Juche bedeutet Eigenständigkeit. Das koreanische Volk soll einen eigenen Weg des Sozialismus gehen, gestützt auf Autarkie und Blockfreiheit. Die rote Fackel an der Spitze brennt jede Nacht – selbst wenn im Rest der Stadt der Strom einmal ausfällt.

Der Zug von Pjöngjang nach Peking fährt auf seiner 24-Stunden-Fahrt an riesigen Getreidefeldern vorbei. Ackerbau bedeutet bis heute zum Großteil Handarbeit, Landmaschinen sieht man kaum. Daher werden zur Erntesaison Studenten und andere Stadtbewohner als Helfer eingesetzt.



Koreaner legen Wert auf Schulbildung, die Analphabetenquote liegt nach offiziellen Angaben bei nur einem Prozent. Trotz der staatlich verordneten Abschottung lernen die meisten Schulkinder Englisch als erste Fremdsprache. Chinesisch und Russisch folgen mit großem Abstand.



Die Straßenpolizistinnen sind ein schönes Fotomotiv. Und stehen im Mittelpunkt eines nordkoreanischen Spielfilms mit dem Titel „Eine Verkehrspolizistin am Scheideweg“. Darin verliebt sich ein notorischer Verkehrsünder in eine Polizistin und lässt sich zu einem vorbildlichen Verkehrsteilnehmer bekehren.

# REISENDE KANN MAN NICHT AUSHALTEN

Unsere Autorin weiß es eigentlich besser. Und geht doch immer wieder mit Männern auf Reisen.

Von *Andrea Diener*

**W**enn Männer reisen, gibt es ein paar Dinge, die sie auf sich halten, und die vor allem mit der Abwesenheit von Komplikationen zu tun haben. Genügsam seien sie, nichts einkaufen wollten sie, niemals über die Abwesenheit von Komfort klagten sie, und im Bad seien sie auch wahnsinnig schnell fertig, so dass es das reine Vergnügen sei, sich mit ihnen ein Zimmer zu teilen. Natürlich sind das alles nur Gerüchte und dreiste Lügen einer Männerlobby, die gerade die Medien unterwandert. Als Frau, die schon oft mit Männern reiste, weiß ich, dass all das nicht stimmt.

Wie es angeblich ist, steht in schlechten Illustrierten. Aber wie es wirklich zugeht, das steht in guten Büchern. Der Autor von „Drei Mann in einem Boot“ zum Beispiel, der Brite Jerome K. Jerome, übertreibt nur ein ganz klein wenig in seinen Schilderungen einer Reise auf der beschaulichen Themse. Meist geht es darum, sich vor der Arbeit zu drücken, den Tag im Pub zu verbringen, scheußliche Jacken zu tragen, die Jacken des anderen scheußlich zu finden und dabei einen möglichst abenteueraffinen Ein-

druck zu machen. Seine Helden kämpfen mannhaft mit Wetter, Zelten, Eiern und akutem Senfmangel. Ich kann das alles bestätigen. Exakt so lief jede einzelne Anstrengung ab, mich zum Camper zu konvertieren. Was nie funktionierte (wegen Wetter, Zelt, Eier, Senfmangel).

Jetzt mögen Sie sagen, gut, das sind Engländer, die sind allgemein nicht so hart im Nehmen. Mit ein paar hartgesottene Amerikaner wäre das nicht passiert, die haben noch die Prärie im Planwagen erobert und Kojoten mit der Hand gefangen. Klingt theoretisch gut, stimmt aber nicht. Wer jemals die „Russische Reise“ las, die der Schriftsteller John Steinbeck mit dem Fotografen Robert Capa im Jahr 1947 unternahm, der weiß, dass ewige Beschwerden über Transportmodi, Unbequemlichkeiten und vor allem Streitereien ums Badezimmer auch unter Männern an der Tagesordnung sind.

„Sind zwei Badezimmer vorhanden“, fragt Steinbeck warnend, „für den Fall, dass jemals eine junge Frau sein Angebot zur Eheschließung erhören sollte“ und damit natürlich nur zu edelstem Zwecke, dann also sei „Capa ein charmanter, intelligenter, verträglicher Kamerad. Ist hingegen nur ein Badezimmer vorhanden ...“ Die Auslassungspünktchen verschweigen höflich das Größte. Steinbeck deutet jedoch zart an, dass sich Capa zu stundenlangen Badeorgien hinreißen lässt, die er aufgrund der unebenen Struktur der Wanninnenfläche stets in einer Unterhose zu absolvieren pflegt.

Doch die Beeinträchtigung des Komforts im ansonsten komfortablen Hotel Savoy in Moskau ist keine Einbahnstraße. Im Kapitel „Eine berechtigte Beschwerde. Von Robert Capa“ holt dieser dann zum Gegenschlag aus. Steinbecks Morgen-Alter-Ego, das mit dem bereits leicht angetrunkenen Abend-Steinbeck offenbar nur wenig gemeinsam hat, „fährt fort, mit seinem umfassenden Wissen zu prahlen, versucht mich mit Hilfe und Belehrung zu provozieren, und ich muss mich ins Exil begeben. Ich suche Zuflucht im Badezimmer, einem Ort, den ich schlichtweg verabscheue, und ich zwingen mich, in der mit Schmirgelpapier ausgekleideten, mit kaltem Wasser gefüllten Badewanne zu bleiben, bis das Frühstück kommt. Dies dauert manchmal ziemlich lange.“ Und so

soll Capa arbeiten? Capa kann so nicht arbeiten. Würde es sich bei den Protagonisten dieser Vorfälle um zwei Damen handeln, man spräche wohl von Zickenkrieg.

Jetzt sagen Sie vermutlich gleich, dass der Mann als alleinreisendes Individuum da vollkommen anders sei, weil ihm dann niemand in seine natürliche Ausgeglichenheit hineinfusche. Nein, auch das stimmt nicht. Ein wunderbares Beispiel dafür ist die Langreportage „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“ von David Foster Wallace: ein Mann, ein Schiff, eine Neurose. Ob Mitreisende, ob Personal, ob Spülgeräusch der Bordtoiletten – wirklich alles, was den Autor umgibt, verwirrt und verängstigt ihn. Das Ergebnis ist so ungefähr das Beste, was je über Kreuzfahrtschiffe geschrieben wurde. Nur dabei sein würde man nicht wollen.

Und dennoch fahre ich immer wieder mit Männern auf Reisen. Erstens lässt sich das aufgrund ihres hohen Anteils an der Bevölkerung kaum vermeiden. Zweitens sind sie sehr angenehme Reisegefährten. Sie sind im Grunde nämlich genau wie ich. Sie jammern über Betten und nölen übers Wetter und lästern über Hotellobby-Dekorationen und blockieren das Bad. Stundenlang. Sie kommen beim Packen nicht zu Potte und stehen halbe Tage in Buchhandlungen herum. Was ja großartig ist. Man darf nur nicht der Propaganda der Männerlobby glauben, die ein vollkommen verzerrtes Bild zeichnet, aus welchen abwegigen Gründen auch immer.



**25 Jahre Pallone. Neue Modelle. Ein Klassiker.  
Inspiriert vom Lifestyle Brasiliens.**



**LEOLUX**  
Träume Wohnen.

Die limitierte Viva Pallone-Edition zum Jubiläumspreis\*, unsere exklusiven Handelspartner sowie weitere originelle Sitzideen finden Sie jetzt auf [leolux.de](http://leolux.de)

\*580 € Preisvorteil (nur für die Viva Pallone-Edition bis zum 30.09.2014)

Modell Terra



Frisch angespült im Paradies: Der Indische Ozean liefert Entertainment frei Haus. Über Wasser verbringt man seine Zeit am besten mit Nichtstun.

# SCHNELL MAL

Im Paradies sind es 29 Grad, als der schwere Vogel zum Stillstand kommt und einen Menschen nach dem anderen auf den harten Betonboden spuckt. Nebendran der Privatjet eines russisch-israelischen Oligarchen, der Einreiseverbot in Kanada hat, weil ihm Geldwäsche und Waffengeschäfte vorgeworfen werden. Auf den Malediven ist das egal. Über dieses Rollfeld müssen alle gehen. Die Guten, die Bösen, die Pauschaltouristen und die Privatiers. Vor dem Flughafen ihrer Hauptstadt Malé sind alle Menschen gleich, jeder setzt den ersten Fuß auf den Beton der künstlich aufgeschütteten Insel und läuft in das kleine Empfangsgebäude, bevor sich alle Wege trennen. Die einen, die Arbeitenden, zieht es in die nahe Hauptstadt Malé, die alle anderen nurmehr aus der Luft betrachten werden, bevor es sie weiter zieht, dahin, wo das Wasser noch türkisfarben ist und die Strände das gleißende Licht der Sonne zurückwerfen.

Ich wurde frisch aus Frankfurt angespült, es ist Samstagmorgen, die Augen noch klein von der Nacht auf Sitz 26K. Die Deutschen wissen Frankfurt oft nicht zu schätzen. Aber die Stadt, in der die meisten Menschen, die man auf der Welt trifft, schon einmal gewesen sind (but only at the airport, natürlich), sollte man als Tor zur Welt nicht kleinreden. So kann man leicht am Freitagabend in die Welt hinausfliegen. Die ganzen Städtetrips sind aber langsam durch. Es ist also an der Zeit für ein entspanntes Ziel, am besten nicht von dieser Welt: die Malediven.

Die neun Buchstaben genügen, um Kollegen in Aufruhr zu versetzen. „Warum?“, „Weshalb?“, „Wieso?“ Dabei sind es nur die Malediven. Und doch klingt das sonderbar dekadent: Der Inselstaat steht als Synonym für ungezügelter Luxus. In der Kernfrage aber geht es nur um die Ver-

Die Malediven sind zu schön, um irdisch zu sein – und eignen sich sogar für einen Kurztrip übers Wochenende.

*Von Florian Siebeck*



hältnismäßigkeit: Wie viel ist mir der Abstand von der normalen Welt wert? Ob es lohnenswerter wäre, für 14 Tage zu fliegen? Wissenschaftler haben herausgefunden, dass der Grad der Erholung nicht mit der Aufenthaltsdauer korreliert. Wesentlich mehr Menschen in Deutschland setzen auf kürzere, dafür häufigere Auszeiten. Warum also nur für zwei Tage auf die Malediven? Weil ich Montag wieder arbeiten muss.

Zugegeben: Hätte ich vorher gewusst, dass der Transfer zum Resort fast auf den Flugpreis nach Malé hinauskommt, ich hätte es mir vielleicht anders überlegt. Aber das war eine kurzfristige Sache. Ich wollte weg, mal wissen, wie das ist, in so ein Bildschirmschoner-Idyll einzutauchen, bevor die Inseln eines Tages unter dem Meeresspiegel versinken. Und ich wollte Sonne tanken.

Früher, als die Malediven noch exklusives Territorium waren, Neuland sozusagen, ging es von Malé mit dem Wasserflugzeug weiter in die teuren Resorts. Weil aber die Touristenzahlen stetig steigen, werden auf vielen Inseln reichlich Regionalflughäfen gebaut, von denen die Urlauber dann mit Speedbooten auf umliegende Inseln verteilt werden. Mein Hotel verfügt praktischerweise über eine eigene Fluglinie, die eine alte ATR 42 des Alpenfliegers Air Dolomiti gekauft und ein paar kaugummikauende Flugbegleiterinnen dazubestellt hat, die braungebrannt und mit bis zum BH aufgeknöpfter weißer Bluse auf hohen Hacken durch ihre Ray-Ban-Brille blicken. Schwer vorstellbar nur, dass wir hier in einem muslimischen Inselstaat sind, in dem diese Freizügigkeit genau wie der Konsum von Schweinefleisch und Alkohol eigentlich verboten ist. Kurze Zeit später landen wir auf dem kleinen Flughafen Dharavandhoo, von wo es direkt ins Speedboot



# ABTAUCHEN

geht; nach einer Viertelstunde sind wir da. Kurze Begrüßung, dann die ungläubige Frage: Sind Sie etwa allein gekommen? Ja. Also nein. Mit Rucksack. Kommt wirklich niemand mehr nach? Nein. Kurzes Tuscheln, großes Staunen. Es braucht nicht viel, um das Personal hier zu überraschen.

Mein Resort wurde offenbar, lese ich später, zum „Global Best Luxury Romantic Hotel 2013“ bei den „World Luxury Hotel Awards“ gewählt. So sitze ich, umgeben von russischen Flitterwöchelnden, auf einer Insel im Pazifischen Ozean, und alle turteln und kichern, und es ist der Garten Eden auf Erden. Die Malediven sind arche-

typisches Flitterwochenland. Manche kommen und zahlen für diese Mündigkeitsentziehungskur bis zu 10.000 Dollar am Tag. Ich nur ein paar Hundert. Für die Malediven ein Witz. Es reicht gerade noch aus, damit mich Fazeel, mein „Room Boy“, zur Strandvilla geleitet.

Auf der Insel duftet es wie in einem Tropenhaus. Bengalische Feigen hängen träge in der feuchtwarmen Luft, Vögel kreischen. Wie hier alles wächst! Der Wahnsinn. Molukkenbohnen, Gurken- und Brotfruchtbäume, Seidenpflanzen, Sonnenwenden, Orchideen, allerhand Zitrusfrüchte, Flammenbäume, Küstenhibisken, Papayas und Guaven sowieso, Wunderbäume, Wachsäpfel, Fächerblu-

men. Das einzige, was noch ans Büro erinnert, ist der Bogenhanf. Die Villa am Strand ist aus Merbau-Holz, was immer einen faden Beigeschmack hat, weil das oft illegal in West-Neuguinea abgeholzt wird. Es gibt eine Outdoor-Dusche, Fernseher, Minibar und noch einige weitere unnötige Annehmlichkeiten. Ich schalte die Klimaanlage aus, klappe den Rechner auf, stelle die Musik auf Shuffle, und er spielt: „Lujon“ von Henry Mancini. Das kann kein Zufall sein. Mancini macht Musik für diese Momente. Ich falle aufs Bett.

Keine zehn Minuten später sitze ich auf der Terrasse, und schon ist mir langweilig. Ich schiebe mir eine Traube



THE LEADING HOTELS OF THE WORLD

Erleben Sie Luxus und Lifestyle in mediterranem Flair direkt an der Mittelmeerküste. Cooles Design, eine atemberaubende Panorama-Lage und die Wellness-Welt in Black & White machen dieses „Leading Hotel of the World“ zu Kroatiens bestem SPA-Hotel!

**YOGA FIT & FUN:** 3 Nächte inkl. HP mit leichtem Mittags- snack, 6.000 m<sup>2</sup> Acquapura SPA mit türkischem Hamam, 25 SPA Minuten für eine Behandlung Ihrer Wahl, 60 min. individuelles Yoga-Training, täglich Yoga Kurse. Ab € 397,- p.P.

Tel. +385/23/555 601, [iadera@falkensteiner.com](mailto:iadera@falkensteiner.com)  
[www.iadera.falkensteiner.com](http://www.iadera.falkensteiner.com)



**FALKENSTEINER**  
Hotel & Spa Iadera \*\*\*\*\*  
PREMIUM COLLECTION



Unter Wasser ist alles besser. Hier hat es niemand eilig. Hier ist niemand besonders wichtig.



# SCHNELL MAL ABTAUCHEN

in den Mund, es gibt in der Villa natürlich einen Obstkorb. Die Probleme des Alltags haben sich aufgelöst. Die elementaren Fragen auf dieser Insel lauten: Bett oder Terrasse? Yoga oder Jetski? Einatmen oder ausatmen? Essen gibt es nur zu bestimmten Zeiten, aber die Bar hat durchgehend geöffnet. Wenn man nur danach fragte: Sie würden die Gäste auch noch füttern. Was nun? Ich bin nicht müde, nicht wach, nicht getrieben, nicht still. Die Luft ist klar. Das Wasser ist ruhig. Hinlegen? Aufstehen? Rausgehen? Lesen? Mich bespaßen lassen? Aber bin ich nicht auf die Malediven gefahren, um zu entspannen, um mich nicht zahllosen Entscheidungen stellen zu müssen?

Hier ist immer Wochenende, zumindest, wenn die Sonne scheint. Wer will schon länger bleiben, in der paradiesischen Einöde? Die Zeit verliert sich schon jetzt im Nichts. Glücklicherweise gibt es auch Schnorchel-Equipment in der Villa. Der Indische Ozean liefert Entertainment quasi frei Haus. Und das Riff direkt vor der Villa bietet erstaunliche Einblicke: Je verschlungener es wird, umso bunter werden die Fische, die teilnahmslos vorbeiziehen. Manche lassen sich treiben, andere schnellen vorüber, und plötzlich erscheint zwischen all den Papagei-, Clown-, Lipp- und Nasendoktorfischen eine Schildkröte.

Die Unterwasserwelt scheint vielen Gästen auf meiner Insel nicht geheuer. So bleiben sie, weil die Malediven ein Reiseziel sind, dessen Zweck neben der Erholung hauptsächlich der Profilierung in sozialen Netzen dient, auf der Strandparzelle vor ihrer Villa liegen, räkeln sich am Strand und posten alles auf Instagram. Glücklicherweise steht auch ein Funkmast auf der Insel. Die Freunde werden dann kommentieren, wie schön sie es haben und wie neidisch sie sind auf dieses Paradies.

In dieser Umgebung erfordert es einige Denkleistung, sich der Tatsache zu entsinnen, dass es auf den Malediven auch Probleme gibt. Doch im weißen Sand oder am blauen Himmel zeugt nichts von der politischen Instabilität des Landes. Die Malediven können, denkt man, eigentlich gar kein richtiges Land sein. Es ist zu schön hier, als dass das irgendwie irdisch sein könnte. In den vergangenen 15 Jahren hat sich die Besucherzahl auf der Inselgruppe

verdoppelt. Eine Million sind es pro Jahr, und in den kommenden Jahren soll sie noch einmal verfünffacht werden. Durch die langsame Öffnung wird das Land auch für Rucksacktouristen interessant – Malediver, deren Inseln außerhalb der Resorts für Touristen bislang tabu waren, dürfen neuerdings Bed-and-Breakfasts eröffnen. Verbindungen mit Billigfliegern schieben Menschenmassen in das Land. Es ist eine Gratwanderung; man versucht, sich zu öffnen und als Destination exklusiv zu bleiben. Das alles geht zu Lasten der Natur. Hier und da wird in den Umweltschutz investiert. Doch der Erfolg der Malediven ist im Wortsinne auf Sand gebaut. Am Abend liege ich auf dem warmen Boden, um den Sternhimmel zu betrachten. Auf den Malediven lässt sich die Milchstraße gut mit bloßem Auge erkennen. Ich genieße die Stille und bin ganz bei mir. Zwölf Stunden fühlen sich jetzt an wie zwei Wochen. In den anderen Strandvillen schauen sie fern. Die sind wohl schon länger hier.

Der Sonntag beginnt mit einem ausgiebigen Frühstück. Schon am Vorabend hatten sich die Vorboten eines Sonnenbrands bemerkbar gemacht, der mir jetzt mit voller Wucht eins auswischen will. Das gehört dazu, denke ich. Liegen fällt schwer. Unter Wasser ist alles besser, die gleichen Fische wie gestern, die Ruhe. Ein Stachelmakrelenschwarm zieht unbeeindruckt seine Runden. Hier hat es niemand eilig, hier ist niemand besonders wichtig.

Um 15 Uhr zeigt das Inselreich zum Abschied sein rauhes Gesicht. Statt klarem Himmel plötzlich Wolken. Selbst der Regen ist hier schön, ein Spektakel. Mit dem Speedboot geht es nach Dharavandhoo. Ein letzter Blick zurück auf das azurblaue Meer, auf die grün-weißen Eilande mit ihrer türkisfarbenen Umrandung. Im Flugzeug läuft „Tear Drop“ von Massive Attack. Das gibt dem Abflug etwas Melodramatisches. Als ich am Montag um 7.25 Uhr in Frankfurt erwache, sind wir kurz vor Erreichen der Parkposition. Um neun Uhr schlage ich im Büro auf. Nicht gerädert. Vielmehr erfrischt. Der Schlaf beim Flug war erholsam. War das jetzt ein schöner Traum? Die Gedanken finden sich nicht zurecht. Das Hemd ist zerknittert. Der Teint ist echt. ◀



Schrift auf dem Lack: Der V12 LMR von Jenny Holzer, 1999



Optisch dynamisiert: Jeff Koons bringt 2010 die 500 PS und 300 Stundenkilometer in der Spitze beim M3 GT2 besser zur Geltung.

**D**och, durchaus, sie können fahren – und wie! Und nicht wenige von ihnen waren auch im Renneinsatz, manche bei den 24 Stunden von Le Mans, der Königsklasse der Tourenwagen. Die Flotte der Art Cars aus den Bayerischen Motoren-Werken umfasst inzwischen 17 Autos, und es sind die Schönsten der Modelle. Es sind die Schönsten, weil BMW erstens für diese sehr spezielle Serie nur die besten Pferde aus dem eigenen Stall genommen hat, und es sind die Schönsten, weil jedes einzelne Auto von einem Künstler gestaltet ist. Lauter Unikate also – keineswegs meistbietend verschandelt, sondern gehegt und gepflegt, nach allen Regeln museal bewahrt.

Ein opulentes Bilderbuch dokumentiert jetzt die Geschichte dieser singulären Automobil-Sammlung, die 1975 begann, als sich der Rennfahrer und Kunst-Fan Hervé Poulain und der damalige BMW-Motorsportdirektor Jochen Neerpasch zusammaten, um etwas Noch-nicht-Dagewesenes zu machen, nämlich ein Auto auf die Strecke von Le Mans zu schicken, dessen Optik ein Künstler verantwortet. Poulain ist im europäischen Kunstmarkt eine bekannte Figur: Seit 1969 schon ist er „Commissaire-priseur“, also staatlich vereidigter Versteigerer, und seit 2002 ist er im französischen Auktionsmarkt erfolgreich mit Kollegen unter dem gemeinsamen Label Artcurial.

Poulain also wollte ein bemaltes Auto – und dieses natürlich selbst fahren! BMW ließ ihn sogar den Künstler selbst auswählen. Dem Kunsthistoriker Thomas Girst, der für die Werkskommunikation zuständig ist und den Art-Cars-Band herausgegeben hat, antwortet Poulain entwaffnend auf die Frage, warum er sich für Alexander Calder, den amerikanischen Schöpfer der berühmten „Mobiles“, entschied: „Weil Calder die bewegte Skulptur erfunden hat. Außerdem sollte dies ein Geschenk an die Besucher des 24-Stunden-Rennens von Le Mans sein, die meist mit zeitgenössischer Kunst nicht unbedingt vertraut sind.“

Calder, damals schon 77 Jahre alt, hatte den nötigen Humor und schmückte den schnuckeligen 3-Liter-6-Zylinder-CSL, der mit 430 PS immerhin 270 Kilometer in der Stunde Spitze fuhr, in den klassischen Calder-Farben Blau, Rot und Gelb – nicht ohne Poulain am Start die Bitte mitzugeben: „Hervé, gewinne, aber fahr' vorsichtig!“

Nun ja, Hervé schied leider aus. Aber das Auto ist noch heil – und hat eine charmante Tradition begründet, die sich nicht dem Zwang zu regelmäßiger Produktion unterwirft. Natürlich dienen der 3.0 CSL und seine 16 Nachfolger der Imagepflege für den deutschen Autobauer, der die Kundenschaft seiner teuren Flaggschiffe genau dort sieht, wo auch Geld für Kunst locker sitzt – und umgekehrt. Entsprechend folgten rasch hintereinander Art Cars etablierter Marktkünstler: von Frank Stella (1976) oder Roy Lichtenstein (1977), der einen 320er mit Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf den Türen verzierte, mit seinen typischen Rasterpunkten und mit schwungvollen Lineaturen. Es trat dann Andy Warhol (1979) an, der einen M1 nicht etwa mit

# TOYS FOR BOYS

Die Kunst-Autos von BMW sind inzwischen Legende. Ein großartiges Bilderbuch erzählt die Geschichten der Art Cars.

Von Rose-Maria Gropp

Marilyn, sondern ganz im Stil des Abstrakten Expressionismus anmalte, weil ihm das mehr nach Geschwindigkeit aussah. Übrigens schafften es Lichtensteins hübsches Auto und das schnittige Warhol Car in Le Mans auf die Plätze neun und sechs, mit Poulain am Steuer.

Gibt es Lieblingsautos? Unbedingt. Es war Jenny Holzer, die 1999 den ersten echten Boliden aus der Phalanx gestaltete. Genauer gesagt, hat sie ihn beschriftet, diesen geschmeidigen V12 LMR, der aus seinen 580 PS satte 340 Stundenkilometer herausholt. Sie tätowierte das Auto mit ihren „Truisms“, Binsenweisheiten: „Protect me from what I want“ schreibt sie ihm auf den Leib, auf den Heckspoiler: „Lack of charisma can be fatal“. So weit, so wahr. Auch Holzers Kommentar ist schlagend: „Ich mag mein Auto, weil es verschiedene Bedeutungen hat, in der Dunkelheit glüht, den Himmel widerspiegelt, weiß und strahlend ist, schnell fährt und viel Lärm macht.“ Was auch sonst soll ein Auto für eine Frau machen? In Le Mans kam ihr V12 LMR aber doch nur bis zur Vorqualifikation.

Bis zum nächsten Art Car vergehen dann acht Jahre. Ein bisschen entspricht das dem Turnus des Kunstmarkts, der ebenfalls vorübergehend in die Knie ging. Zugleich waren es jene Jahre, in denen BMW vom rechten Weg des Designs abkam zugunsten fröhlicher Rundungen um die Hüften seiner Wagen. So betrachtet ist es nicht falsch, dass Olafur Eliasson 2007 den niedlichen H2R, das Wasserstoffantriebs-Versuchsmodell mit Kindchenschema, unter einer Art Iglu eingefroren hat. Es ist dann Jeff Koons, der 2010 das bisher letzte Art Car erschafft – und den steilen M3 GT2 mit seinen 500 PS zum knallbunten *fun car* macht, dem er Stromlinien auf den Leib schneidert.

Jeff Koons und Jenny Holzer sind die bekennend narzisstischen Genießer unter den Art-Car-Schöpfern. Sie zeigen das Besteck in seiner ganzen Pracht vor. Überhaupt sind die Zeiten von *boys need toys* vorbei. Längst haben die Frauen ihre Spielzeuge und bestimmen, wie sie auszusehen haben, damit sie richtig Spaß machen. Das gilt für zeitlose Autos genauso wie für die zeitgenössische Kunst.

„BMW Art Cars“. Hrsg. von Thomas Girst. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern 2014. 200 S., 148 Abb., geb. im Schuber. 29,80 Euro.



Sonnenaufgang auf der Fahrertür, Rasterpunkte überall: Den hübschen 320er hat Roy Lichtenstein 1977 sehr typisch bemalt.



Da sitzt der Anzug (oder Smoking) endlich mal richtig. The Bloke fertigt in Düsseldorf Maßanzüge für echte Kerle.



Männer haben nicht die beste Beziehung zu ihren Portemonnaies. Sind ja immer im Weg. Das Problem lösen die Teile von Il Bussetto auch nicht. Aber dafür sind es Handschmeichler.



Erste Anschaffung für den Sommer 2014: diese Espadrilles vom französischen Label Espartine.

**„Steht auf und zieht eure Timberland-Schuhe an“, so verkündete es Manolo Blahnik neulich in einem Interview mit Blick auf das New Yorker Schneechaos. Und wenn Manolo Blahnik das sagt ...**



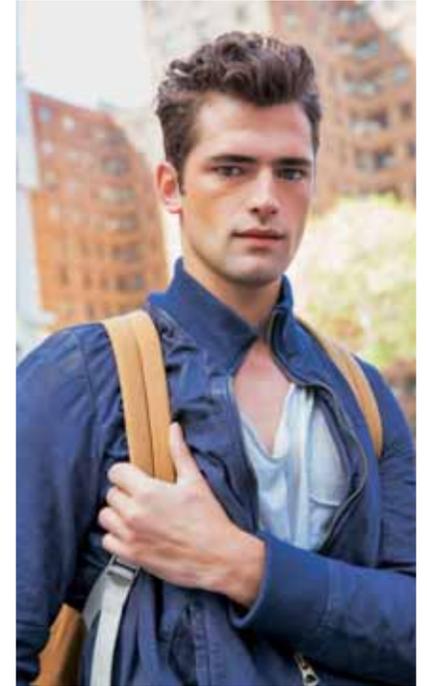
Rambert Rigaud arbeitete früher bei Dior. Jetzt hat er sich den Traum vom eigenen Blumenladen in Paris erfüllt. Er scheint dort wirklich aufzublühen.

Lego ist nicht nur etwas für Kinder. Zum Entspannen setzt sich David Beckham nicht mit der Flasche Bier vor den Fernseher, sondern mit einem Berg Legosteinen auf den Fußboden.



# LOLO

Bedeutende Dinge,  
Menschen, Ideen,  
Orte und weitere  
Kuriositäten,  
zusammengestellt von  
*Jennifer Wiebking*



Die Zeit der Naomis und Claudias, der weiblichen Supermodels, ist schon lange vorbei. Jetzt deutet vieles darauf hin, dass die besten Jahre der männlichen Supermodels, zum Beispiel der Seans (wie Sean O'Pry), noch bevorstehen.



Stift des Jahres 2014 von Faber-Castell: Russischer Jaspis, russischer Quarz, 24 Karat Vergoldung, 88 Gramm schwer, 137 Millimeter lang, 7000 Euro teuer. Es wäre also schon ärgerlich, wenn man ihn im Flugzeug oder in der S-Bahn liegen ließe.



Nicht nur alte Möbelstücke sind Eyecatcher im Wohnzimmer. Mit diesem Tischfußballspiel von Classiq kann man Kröckeln wie in den vierziger Jahren.

**Wodka ist tatsächlich ein Teufelstrunk:**  
25 Prozent der russischen Männer sterben vor ihrem 55. Geburtstag. Wissenschaftler der Universität von Oxford haben nun herausgefunden, dass ihr Alkoholkonsum in direktem Zusammenhang mit der Sterberate steht. Gibt es dort eigentlich auch eine Fastenzeit?



Das Foulard ist das Accessoire des Frühlings. Welch ein Wunder: Auch Männern (wie hier bei Burberry) steht es.

**N**eulich im Malpensa-Express auf dem Weg vom Mailänder Flughafen in Richtung Innenstadt: Ein junger Italiener, vielleicht Mitte zwanzig, sieht zu gut aus für die Schaffner-Uniform, in der er steckt. Von den Schultern abwärts trägt er den Einheitslook. Sein Blick aber erzählt von Individualität. Genauer: seine Brauen, die über den dunklen Augen einen lieblich geschwungenen Bogen schlagen, wie eine Welle, die mit etwas Wucht auf den Strand trifft und dann auf dem Sand ausplätschert. Er hat sich seine Augenbrauen in Form gezupft, wie es sonst nur Frauen machen würden.

Mit dieser Idee kann man viele Männer zwar heute immer noch verjagen, ähnlich wie vor zehn Jahren, als David Beckham mit seinem Hang zur Metrosexualität und seinen ebenfalls hübsch in Form gezupften Augenbrauen auffiel. Und dennoch: Männer wollen zwar nicht aufgehübscht aussehen, es wird ihnen aber langsam bewusst, dass ein gepflegter Auftritt von Vorteil sein kann.

Auch dafür muss man sich mit einer Pinzette vor den Badezimmerspiegel stellen. Es braucht ein bisschen Überwindung, bevor sich der Mann daran macht, seine Augenbrauenpartie zu säubern. „Die Männer wollen nicht feminin aussehen“, sagt Patricia Hannappel vom Unternehmen Senzera, das mehr als 30 Waxing-Filialen in Deutschland unterhält. Dennoch seien 15 bis 20 Prozent der Kunden mittlerweile männlich. Seit Gründung von Senzera im Jahr 2005 werden es nach ihren Worten stetig mehr.

Enthaarung war während des Erfolgs der Serie „Sex and the City“ noch ein ziemlich weiblich konnotierter Eingriff. Nun könnte es, ob im Studio oder zu Hause, langsam so normal werden wie Haarschneiden. Die fast 20 Prozent der Senzera-Kunden, die nicht weiblich sind, lassen sich Rücken, Brust, Bauch, Achseln, Intimbereich und Augenbrauen wachsen. „Der Trend geht dahin, an einem gepflegten Körper kaum Haare zu haben“, sagt Patricia Hannappel. Klar, dass Augenbrauen, die wild in alle Richtungen wachsen, immer weniger dazu gehören.

„Ich gehe mittlerweile auf jeden Kunden zu und frage, ob er die Augenbrauen so behalten möchte“, sagt Klaus-Dieter Kaiser, der zwei Friseursalons in Lüneburg unterhält. Er wird vom Zentralverband des deutschen Friseurhandwerks als jemand empfohlen, der ein modisches Gespür für Herren hat. Und wirklich: Das Bedürfnis nach gepflegt aussehenden Augenbrauen ist nicht nur in den Metropolen dieser Welt ein Thema. Selbst in Lüneburg sind die Kunden überraschend offen: „Auch wenn man sagt, dass nur 33 Prozent der Männer täglich duschen: Man kann doch beobachten, dass das Bewusstsein für Pflege zunimmt“, sagt Kaiser. „Kosmetik ist auch bei uns kein Tabuthema mehr, die Männer cremen und sind parfümiert“, meint der Friseurmeister. Jüngere Männer ließen sich die Augenbrauen zupfen, ältere mit der Schere stutzen.

Die klassische Rollenverteilung zwischen Mann und Frau löst sich langsam auf. Da könnte es den Männern dämmern, dass sie bei einer toll aussehenden Frau in Pumps, mit geschminkten Lippen und gepflegten Nägeln vielleicht nicht die besten Karten haben werden. Jedenfalls dann nicht, wenn sie selbst als Urzeitmenschen in einem schnell übergeworfenen Anzug aufkreuzen, der auch noch schlecht sitzt.



## MIT DER PINZETTE VOR DEM SPIEGEL

Auch Männer zupfen jetzt ihre Augenbrauen in Form. Aber keine Angst: Sie wollen sich nicht hübsch machen, sondern gepflegt aussehen.

*Von Jennifer Wiebking*

Sanfte Welle:  
Die Zeiten, in denen sich Männer eine Schneise in ihre Brauen rasierten, sind vorbei. Jetzt wird gezupft.

Schönheit und Mode sind seit der Französischen Revolution Werkzeuge, die vornehmlich den Frauen vorbehalten sind. Sie setzen diese Mittel auf natürliche Weise im gesellschaftlichen Leben ein, so haben sie es schließlich gelernt. Im Zuge der Gleichberechtigung könnte sich nun auch das einst starke Geschlecht dazu hingerissen fühlen, Schönheit und Mode wenigstens ein bisschen auf sich anzuwenden. „Männer in gehobenen Positionen verstehen heute, dass ihr Äußeres ihre Handlungen widerspiegeln muss“, sagt Nancy Parker, Gründerin der Firma Eyebrowz, die nicht nur Pinzetten und Bürsten verkauft, sondern auch Schablonen, die man sich über die Augenbrauen legen kann, um sie in eine bestimmte Form zu zupfen.

Und das „Wall Street Journal“ hat vor einiger Zeit eine interessante Beobachtung gemacht: Unter den in Afghanistan stationierten Soldaten war es plötzlich schick, sich beim Friseur die Augenbrauen in Form zupfen zu lassen. Auch das amerikanische Militär ist noch immer eine Männerdomäne, die sich von ein paar Karrierefrauen nun wirklich nicht bedroht fühlt. Vielleicht wächst unter Männern also gar unabhängig von den sich wandelnden Geschlechterrollen das Bedürfnis, nicht aufgebühscht, aber gepflegt auszusehen. Vielleicht sind ihnen buschige Augenbrauen, wie man sie an Dinosauriern der Öffentlichkeit wie Theo Waigel oder Martin Walser noch immer sieht, einfach nur unangenehm.

Möglich ist auch, dass die Einfachheit des Augenbrauen-Eingriffs, der zugleich eine so große Wirkung auf das Erscheinungsbild hat, den Trend unter pragmatisch denkenden Männern noch beflügelt. Seit es Online-Shops gibt, ohne Umkleidekabine und nervigen Smalltalk an der Kasse, gehen Männer ja auch lieber einkaufen. „Augenbrauen, die in Form gebracht wurden, sehen gepflegt aus“, sagt Nancy Parker. „Was genau der Mann aber verändert hat, kann das Gegenüber kaum erkennen.“

Die Beautybranche reagiert nun auf den Trend. Der Pinzetten-Hersteller Tweezerman lanciert in diesem Jahr eine neue Linie, die Gear heißt und sich an Männer richtet. „Männer bevorzugen schnelle und unkomplizierte Problemlösungen“, sagt Cornealia Wittke, Chefin von Tweezerman International. „Die Linie ist von der Funktion und vom Design her auf Männer ausgerichtet.“ Es geht um die Konzentration auf das Wesentliche.

Mit den hübsch geschwungenen Augenbrauen des italienischen Schaffners hat der Trend so wenig zu tun wie mit den Augenbrauen von Michael Jackson, die ebenfalls perfekt gezupft waren. Der Popsänger war übrigens einer der ersten Männer, die Nancy Parker einst anriefen. „Das war zu Beginn des neuen Jahrtausends“, erinnert sich die Augenbrauen-Expertin. „Er war freundlich, wir sprachen rund 45 Minuten. Dabei erzählte er mir, wie besessen er von Gesichtern sei. Am Ende kaufte er ein paar Schablonen.“ Allerdings um geschönt auszusehen, nicht gepflegt. ◀

# „MEINE MODESÜNDE? OBERLIPPENBART!“



Er liebt die italienische Lebensart. **Till Brönner**, 1971 in Viersen geboren, verbrachte die ersten fünf Jahre seines Lebens in Rom, wo seine Eltern an der deutschen Schule unterrichteten. Seine Anzüge aber kauft der Jazztrompeter nicht in Rom oder Neapel, sondern in Großostheim bei Aschaffenburg, denn er ist das Gesicht der Marke Eduard Dressler. Wenn er nicht gerade auf Tournee ist, wie gerade mit dem Kontrabassisten Dieter Ilg, trifft man ihn in Los Angeles. Seit neuem ist das sein zweiter Wohnsitz neben Berlin.

*Was essen Sie zum Frühstück?*

Ich trinke einen selbstgemachten Latte Macchiato. Weil ich in Italien aufgewachsen bin, mag ich Ungesundes aus Weißmehl, ein Tramezzino zum Beispiel.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Bei Eduard Dressler. Ich bin ein Fan von Klassikern. In alten Filmen finde ich Dinge, die man heute noch genauso tragen kann wie vor 50 Jahren.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*

Ja, aber ich bin vorsichtiger geworden. Langeweile oder Frust kann gefährlich sein, wenn man einkaufen geht.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Ein Wintermantel aus Armeestoff. Der war schon altmodisch, als ich ihn Anfang der Neunziger gekauft habe.

*Was war Ihre größte Modesünde?*

Als ich glaubte, mir einen Oberlippenbart und einen Kinnbart stehen lassen zu müssen. Das war in den Neunzigern, als man auch den Hemdkragen über dem Revers trug. Dafür schäme ich mich bis heute.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*

Nein. Ich habe keine Hauskleidung. Ich trage auch keine Pantoffeln. Zu Hause laufe ich lieber barfuß rum.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*

Cary Grant. Ich mag die Kombination aus Schlaksigkeit und Charme.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*

Das würde ich mir nie zutrauen. Auch wenn ich auf dem Weg zum Profi-Trompeter fast mal ausgesichert und Instrumentenbauer geworden wäre. Ich bewundere Menschen, die aus Holz etwas fertigen können.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*

Verschiedene! Eines habe ich geerbt, ein anderes gekauft. Aber ich benutze sie nicht so richtig.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*

Zuletzt mit einer selbstgemachten Steinofen-Pizza. Da werde ich immer besser. Wenn ich jetzt auch noch Sardellen züchten könnte, wäre das toll.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*

Lokale und internationale Zeitungen. Ich habe auch großen Spaß an Coffeetable-Books, die lassen sich nur leider nicht in eine Reisetasche packen.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*

Blogs lese ich nicht. Ich bin überhaupt wenig im Internet. Manchmal schaue ich mir auf Youtube historische Musikaufnahmen an.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*

Das ist gar nicht lange her. Ich war allerdings erstaunt, wie wackelig sich meine Hand dabei anfühlte. Ich habe tatsächlich zweimal begonnen, weil ich mich verschrieb.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*

Zur Zeit Ludwig Marcuses Biographie von Richard Wagner: „Ein denkwürdiges Leben“.

*Ihre Lieblingsvornamen?*

Kurz, bündig und in allen Sprachen auszusprechen.

*Ihr Lieblingsfilm?*

„Der alte Mann und das Meer“ mit Spencer Tracy. In seiner Einfachheit und Aufwendigkeit nicht zu toppen.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Mit. Als minderjähriger Musiker musste ich mit viel zu viel Gepäck durch die Gegend reisen und schwer beladen zu irgendwelchen Orchesterfreizeiten in der Pampa.

*Tragen Sie eine Uhr?*

Eine 44 Jahre alte Tudor, die in den Sechzigern zur Ausstattung peruanischer Luftwaffenpiloten gehörte. Die habe ich in New York einem Uhrenhändler abgeschwätzt.

*Tragen Sie Schmuck?*

Nein. Ringe behindern mich beim Spielen, für Ketten bin ich nicht der Typ. Aber Manschettenknöpfe können mich erfreuen.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Den gibt es leider nicht mehr, der war von Jil Sander in einer dunkelgrauen Flasche. Heute trage ich auch einen Klassiker: „Eau Sauvage“ von Dior.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Das ist manchmal das, womit man am meisten geschlagen ist. Ich bin leidensfähig. Das bringt mich manchmal in die Lage, Dinge auszuhalten, die ich viel früher hätte abblasen sollen. Meine Menschenkenntnis ist mittlerweile das Brauchbarste an mir geworden.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*

Dass ich manchmal ungerecht sein kann, um meine Musik zu schützen, auf die Gefahr hin, dass Menschen mich für arrogant und egoistisch halten.

*Mit was kann man Ihnen eine Freude machen?*

Mit einem leckeren Essen. Ich bin ein Fan von einfachen, aber gut durchdachten Gerichten.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Aufstehen, um ihn zu vermeiden.

*Sind Sie abergläubisch?*

Ich würde sagen nein, auch wenn ich manchmal geneigt bin, bei Horoskopen nicht so schnell weiterzublättern.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*

In den Dolomiten. Herrliches Wetter, rosa Granit, italienische Lebensart. Nichts ist so lebensbejahend.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*

In Kalifornien. Ich bin gerade nach Los Angeles gezogen.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

Am liebsten einen italienischen Rotwein.

*Aufgezeichnet von Anke Schipp.*



*Mumm*  
&Co.

---

MANCHMAL MUSS ES EBEN  
MUMM SEIN.

Die Metamorphose -  
eine Geschichte von Hermès

